Leo | Steinbeis | Zorn



Ein Leitfaden



Leo | Steinbeis | Zorn

mit Rechten reden

Ein Leitfaden

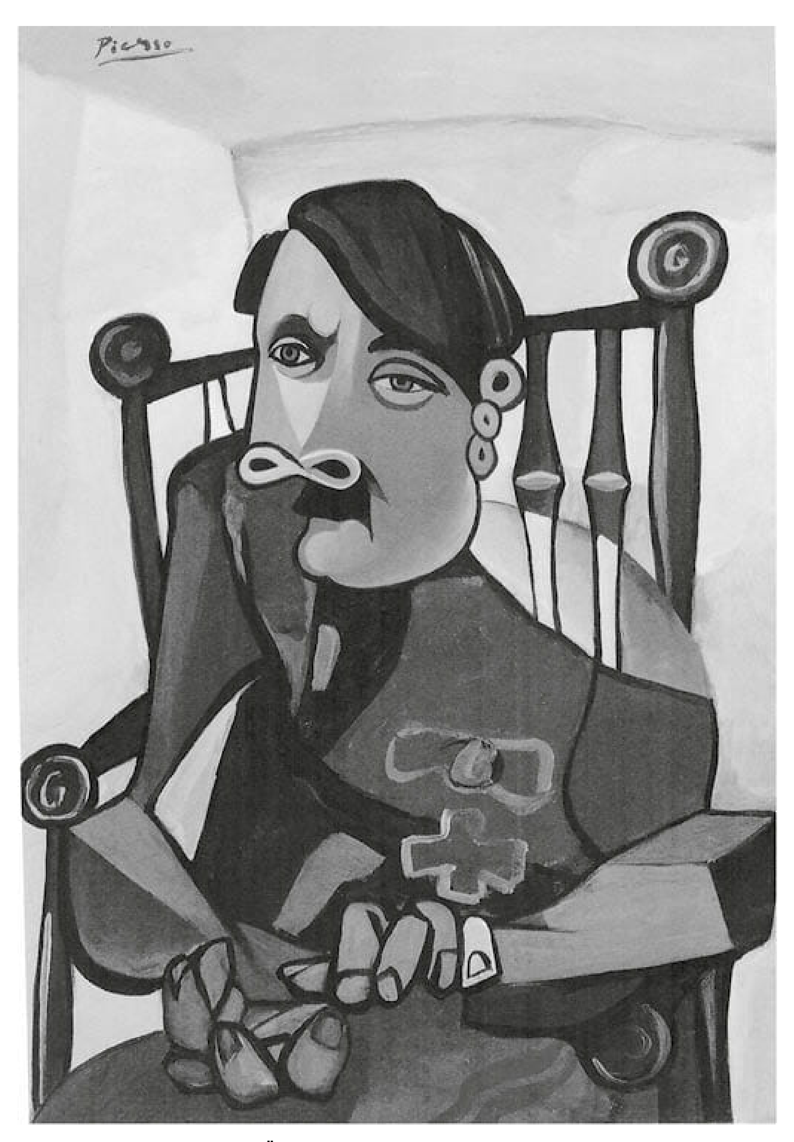
Klett-Cotta

Impressum

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg
Datenkonvertierung: Kösel Media GmbH, Krugzell
Printausgabe: ISBN 978-3-608-96181-2
E-Book: ISBN 978-3-608-10996-2
Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Wolfgang Herrndorf: ohne Titel. Öl auf Papier, ca. 2002

Ich habe jahrelang mit Nazis Rollhockey gespielt, fraternisiert und was weiß ich, und was hat es meinem Charakter geschadet?

Wolfgang Herrndorf

Da gab's noch die Kifferfraktion. Mit denen haben wir uns natürlich super verstanden, immer Basketball gespielt und so.

Erik Lehnert

Kositza: Wissen die, wer du bist?
Lehnert: Na, ich sag' denen, was ich mache. Ich sag' nicht, paß auf, bin 'n Rechter!
Kositza: Du hast nicht die Ahnung, daß die googlen?
Lehnert: Könnse ja machen. Dann würden sie mich ansprechen oder eben nicht mehr mit mir reden. Das sind ja die zwei Möglichkeiten.

Tristesse Droite

Die Stärke, wo sie naiv als Naturkraft wirkt, fragt nicht. Deshalb weiß sie nicht zu antworten, wenn sie gefragt wird.

Helmuth Plessner

1788

Leitfaden zum Leitfaden

Verehrte Leserinnen und Leser,
sehr geehrte Rechte und Nicht-Rechte,
liebe Schneeflocken, liebe Stachelschweine,

lassen Sie uns zu Beginn ein naheliegendes Missverständnis ausräumen. Von Büchern, die sich Leitfaden nennen, darf man Hilfe erwarten. Alles andere wäre Betrug. Und da wir keine Betrüger sind, wird auch dieser Leitfaden Hilfe anbieten, nur anders, als Sie vielleicht denken. Wir haben keinen Ratgeber geschrieben. Denn wer das tut, muss ja zweierlei wissen. Erstens, in welcher Sache er Rat erteilt, und zweitens, an wen er sich richtet.

Das Hilfsangebot eines Ratgebers sollte eine Frage betreffen, die unmissverständlich genug ist, um in Form eines nüchternen How-to-do-Titels benannt zu werden: Wie man ein Aquarium einrichtet. Wie Sie bei Ihrem Chef mehr Gehalt rausschlagen. Wie Sie Ihr Moppel-Ich lieben lernen usw. Und der typische Ratgeberinhalt sollte aus Ratschlägen bestehen: Berechnen Sie zuerst, wie viel Zeit Sie für Ihr neues Hobby aufbringen können. Stellen Sie keine Forderungen, weisen Sie auf Ihre Leistungen hin. Betrachten Sie sich selbst als Ihre beste Freundin usw. Wen das unpersönliche »man« oder »Sie« solcher Titel anspricht, bedarf bei einem Ratgeber also gar keiner Erläuterung. Es sind genau die Personen, die Rat in genau dieser Frage suchen.

Nun heißt unser Buch aus guten Gründen nicht: Wie man mit Rechten redet. Denn das würde ja voraussetzen, eine »man« und eine »Rechte« genannte Gruppe ließen sich ebenso deutlich voneinander unterscheiden wie Untergebene und Chefs oder Sie und Ihr Moppel-Ich. Weil das aber nicht möglich ist, haben wir es gar nicht erst versucht. Ähnliches gilt für die Sache, in der wir unsere Hilfe anbieten. Auch sie ist so ungriffig, dass sie sich einer schnellen Definition entzieht. Mehr noch, wir sind sogar davon überzeugt, dass die sogenannten Rechten uns gar nicht vor eine Aufgabe stellen, die man nur richtig anpacken muss, um sie zu bewältigen – sondern dass sie uns vor ein Problem stellen.

In diesem Sinne geht unser Buch mindestens einen Schritt hinter andere, thematisch verwandte Bücher zurück. Wir wollen nicht voreilig vor etwas warnen oder zu etwas raten, sondern auf ein Problem hinweisen, es

verständlich machen, und dann erst Wege zu seiner Lösung andeuten.

Wir begreifen, so viel sei verraten, als *»rechts«* keine eingrenzbare Menge von Überzeugungen oder Personen, sondern *eine bestimmte Art des Redens*. Dazu später mehr. Hier wollen wir nur anmerken, dass dieser Ansatz nicht willkürlich gewählt ist. Fast alle »rechten« Phänomene, mit denen wir es derzeit zu tun haben, lassen sich als Formen der Rede auffassen, genauer gesagt: der reaktiven Rede. Der rechte Diskurs reagiert auf eine demokratische Öffentlichkeit in der Krise.

Die strukturelle Dummheit von Talkshows und Meinungsforschung, eine von der Ausnahme zur faktischen Norm erhobene Große Koalition und das Internet als Medium der Meinungsbildung haben eine Diskussionskultur geschaffen, die sich vor allem durch zwei Merkmale auszeichnet: Nervosität und Erwartbarkeit. Und damit haben sie den Nährboden für Sprechweisen bereitet, die vor allem einen Zweck verfolgen: Störung. In dieser Situation verstehen wir unser Buch als eine Intervention. Wir wollen eingreifen, aber nicht in bestehende Debatten, sondern in eine Republik, die dabei ist, in den Arenen des Spektakels und den Stuben der Verwaltung eines ihrer kostbarsten Güter zu verspielen: die Lust am offenen Streit.

Wir rechnen damit, dass unser Buch unterschiedliche Leserinnen und Leser finden wird. Die erste mag überrascht sein, dass wir die Dinge nicht von Anfang an beim Namen nennen, denn wer die Rechten seien, das wisse doch jeder; und nun ist sie neugierig geworden. Der zweite mag sich selbst als »rechts« empfinden und will herausfinden, was der Gegner denkt; oder er wird neuerdings von anderen als »rechts« beschimpft, und jetzt möchte er sich selbst verstehen. Den dritten mag das, was sich hinter Bezeichnungen wie »Rechte«, »Neue Rechte« oder »Rechtspopulismus« verbirgt, verstören und ratlos machen; und jetzt ist er gespannt, ob er bald klarer sieht. Sie alle sind uns willkommen, und wir hoffen sehr, dass jede und jeder von ihnen aus der Lektüre Gewinn ziehen wird.

Wenn diese unterschiedlichen Leserinnen und Leser dem Gang unseres Textes folgen, werden sie dabei – hoffentlich – immer wieder zu Einsichten gelangen, die sich dann auch problemlos in Ratschläge übersetzen lassen. Nur werden es eben nicht für alle Leser die gleichen sein. Die einen werden diese Schlüsse aus der Lektüre ziehen, die anderen jene. Nun könnte ein besonders schlauer Leser natürlich fragen, welche Schlüsse sich denn für uns selbst ergaben, nachdem wir meinten, das Problem verstanden zu haben. Ließe sich daraus nicht doch eine Liste von Ratschlägen formulieren? Eigentlich halten wir das für keine gute Idee, weil man sie ohne Kenntnis des Buchs kaum verstehen würde. Andererseits hat das Rätselhafte immerhin den Vorteil, Fragen aufzuwerfen. Kriminalkommissare zum Beispiel gehen ja

diesen umgekehrten Weg. Sie ziehen Rückschlüsse aus zunächst unverstandenen Resultaten.

Also gut. Wenn Sie uns versprechen, dass Sie die folgenden Maximen und Gebote, die sich für uns aus dem Reden mit Rechten ergeben haben, nicht einfach mit Ihrem Handy abfotografieren, bevor Sie das Buch ungekauft wieder ins Regal stellen, um sie dann mit nach Hause zu nehmen wie ein gestohlenes Kochrezept – sondern sie eher auffassen wie eine Leiche, deren Mörder Sie nun finden müssen, dann wollen wir mal nicht so sein. Aber wir wiederholen es noch einmal: Diese Liste ersetzt nicht die Lektüre des Buchs! Bitte schön, hier sind die 25 goldenen Regeln, die sich nach unserer Auffassung durch das Reden mit Rechten für das Leben gewinnen lassen:

1. Unterscheide Person und Rede.
2. Lass Dich nicht provozieren.
3. Misstraue Deinen moralischen Reflexen.
4. Du sollst nicht berechenbar sein.
5. Der andere könnte Recht haben.
6. Rechthaben ist keine Tugend.
7. Suche die Nähe von Menschen, die anders denken als Du.
8. Meide Menschen, die Feinde brauchen.
9. Achte Deinen Gegner.
10. Ein Streit ohne Lachen ist kein guter Streit.
11. Wenn Du vom Hass nicht singen kannst, schweige.
12. Bedenke, dass Idioten oft gute Tänzer sind.
13. Probiere unterschiedliche Meinungen aus.
14. Viele Meinungen sind möglich, aber nicht jede Meinung gilt.
15. Wenn Du willst, dass Deine Meinung gilt: Finde Gründe.
16. Verhalte Dich so, wie Du es von anderen erwartest.
17. Vermeide das Wort »Nazi«.
18. Treibe Sport mit Nazis.
19. Du sollst nicht »Arschloch« sagen, außer es muss sein.
20. Sei kein Arschloch.
21. Meide die Opferpose.
22. Bevor du jammerst, mach’ Musik.
23. Du sollst Dich nicht mit der Weißen Rose identifizieren.
24. Du sollst nicht Ja zum Nein sagen.
25. Du sollst Ja zum Nein zum Ja sagen.

Das Thema unseres Buchs ist politisch. Und es liegt in der Natur der Sache, dass solche Bücher nicht nur unterschiedliche, sondern sogar gegensätzliche Leser anziehen. Entsprechend ist dieses Buch selbst von Unterschieden und

Gegensätzen durchzogen. Es vereint nicht nur unvereinbare Positionen, sondern auch Stile und Textarten, die sonst durch klare Gattungsgrenzen getrennt sind. Manche Passagen lassen sich wie ein Sachbuch oder ein Essay lesen. Andere kommen dem nahe, was man normalerweise von einem Leitfaden erwarten würde, nur mit dem Unterschied, dass wir nicht angeben, wie man es machen muss, sondern Beispiele geben, wie man es machen könnte.

Und dann gibt es Passagen, bei denen Sie unterstellen werden, sie seien glatt erfunden. Und wenn wir es auch niemals zugeben werden, widersprechen würden wir nicht. Denn gerade bei unverstandenen Problemen hilft dem Kopf nichts so sehr auf die Sprünge wie eine Sprache, die mehr zeigt, als sie sagt. Ob man es dann Literatur, Mythos, Parabel oder Fiktion nennt, ist in diesem Fall nebensächlich. Wichtig ist, dass sich jeder Leser seinen eigenen Reim darauf machen muss. Sollten diese Stellen für Sie dennoch rätselhaft bleiben, ist das nicht schlimm, den Rest des Buches kann man auch ohne sie verstehen. Aber vertrauen Sie uns: Wir haben uns etwas dabei gedacht. Und vor allem wissen wir, dass es Leser gibt, die sich einen Reim darauf machen können.

Über die Qualitäten des Buches sollen letztlich andere urteilen, solange sie zugeben, dass es recht lustig ist. Und äußerst klug. Und eine ganze Einführung ins Verfassungsrecht ersetzt.

A. Der Wille zur Macht

Warum mit Rechten reden?

Stellen Sie sich vor, in Ihrem Leben gäbe es einen Menschen, an dem Sie etwas so heftig stört, dass Ihr Wohlbefinden darunter leidet. Sie gehen nicht mehr gerne zur Arbeit, seit Sie das Büro mit ihm teilen; Sie freuen sich nicht mehr auf das Familientreffen, seit er mit ihnen verschwägert ist; Sie wollen nur noch nach Hause, seit Sie erkannt haben, dass sich eine Woche auf Mallorca mit ihm ganz anders anfühlt als ein Abend in der Bar. Ihre Gedanken kreisen unentwegt um ihn, auch wenn er gerade nicht da ist oder nicht das tut, was Sie so bedrängt. Nehmen wir nun an, der Störenfried sei kein Einzelfall, sondern einer von vielen. Einer dieser extrem unangenehmen Typen, die sich seit einiger Zeit wie von Zauberhand vermehren. Überall haben sie sich breitgemacht, im persönlichen Umfeld, im Fernsehen und, was das Schlimmste ist: im Internet. Facebook ist die Hölle.

Die Welt ist irgendwie nicht mehr so schön, seit diese Leute alles in Frage stellen, was Ihnen kostbar und selbstverständlich erscheint, und dabei erschreckend stark geworden sind. Himmel, sie regieren inzwischen das mächtigste Land der Erde! Und warum ist es so weit gekommen? Weil Typen wie dieser nicht auf Menschen wie Sie hören wollten.

Sie sagten: Deine Ansichten sind falsch.

Er antwortete: Nein, deine.

Sie sagten: Geh weg.

Er ist geblieben.

Na gut, sagten Sie, dann muss ich wohl etwas deutlicher werden. Weißt du, an wen du und deinesgleichen mich erinnern? An die Nazis.

Und er? Was erdreistete er sich zu antworten? Die Nazis, sagte er, das seid ihr. Wir sind die Weiße Rose.

Wie bitte? Was? Spinnst du?

Nein, sagte er, du spinnst.

Sie. Können. Es. Nicht. Fassen. Sie sind entsetzt, verletzt, verstört, wütend, sehr, sehr wütend, so wütend, dass Sie am liebsten schreien und diesem Individuum handgreiflich klarmachen würden, dass es so nicht geht. Aber das finden Sie auch wieder schlimm, denn so wollen Sie ja eigentlich nicht sein, so jemand sind Sie doch gar nicht. Allmählich verwandelt sich Ihre Wut in Ratlosigkeit. Sie machen einen Spaziergang und kommen zu der Einsicht, dass kein Weg mehr an einem klärenden Gespräch vorbeiführt. Sie werden

dem anderen sagen: Ich habe ein Problem mit dir. Mit dir und deinen Freunden. Damit, dass ihr Rechte seid.

In einer ähnlichen Gefühlslage müssen sich die Veranstalter des evangelischen Kirchentags 2017 befunden haben, als sie sich dazu durchrangen, das Gespräch mit dem Rechtspopulismus zu wagen. Aber wen einladen? Die meisten Menschen mit falschen Gedanken, insbesondere Männer, werden ja immer gleich so aggressiv. Lieber fragen wir eine Frau. Vielleicht eine Christin, bei der sich das schiefe Weltbild mit Zurückhaltung und Einfalt paart? Gute Idee. Die Frau, eine unscheinbare Evangelikale, ist schnell gefunden. Aber den Veranstaltern wird plötzlich klar, was für eine Herkulesaufgabe sie sich da aufgehalst haben.

Wäre der Papst höchstpersönlich zu Besuch gekommen, ihm hätte im Vorfeld des Kirchentages nicht mehr Aufmerksamkeit zuteil werden können als Anette Schultner von der AfD, einer schlichten Dame, von der kaum jemand Notiz genommen hätte, wäre sie nicht erwartet worden wie das geheime Kind von Adolf Hitler und einer unbekannten Schönheit vom Mars. Wochenlang tagen die Planungsstäbe, als gälte es, einen jahrhundertealten Dogmenstreit mit Rom beizulegen; es toben die Wogen des Eifers, als hätte jemand gewagt, Luther im Lutherjahr einen Antisemiten zu nennen. Mahnende Hirtenbriefe werden verfasst, Unbedenklichkeitsgutachten eingeholt, man bittet die heilige Margot um ihren Segen, den sie auch erteilt, nicht ohne allerdings ihr Gewissen durch eine die AfD betreffende Unwählbarkeitserklärung auf das Heftigste zu beruhigen.

Aber schließlich geht alles gut. 22 Millionen Protestanten finden einen Weg, mit Frau Schultner von der AfD zu reden, ohne dass der Berliner Dom einstürzt und auf seinen Trümmern das Vierte Reich ersteht. Sie darf die Kirche betreten, aber nur unter dem lauthals bekundeten Unmut hunderter orangebeschalter Christen. Sie darf sogar etwas sagen, aber nur unter der korrigierenden Aufsicht des Berliner Landesbischofs, einer Moderatorin, die gar keine ist, und einer Expertin für die menschliche Subspezies »Rechtspopulisten«. Und worüber spricht Frau Schultner? Über Schützenswertes an Orten. Den Fötus im Mutterbauch, das Abendland in der Welt, die Familie im Abendland, das Christentum im Morgenland, die AfD in Deutschland, Frau Schultner auf dem Kirchentag. Dem Publikum wird abwechselnd heiß und kalt und bang angesichts so viel gefährlicher Schutzbedürftigkeit, aber es hält stand. Es singt sich in kritischen Momenten Mut an und lässt auch ungute Gefühle zu. »We shall overcome«, schmettern die einen. »Wir haben Angst vor Ihnen!«, bekennen die anderen.

Es ist vollbracht. Man hat mit einer Rechten geredet. Und, hat sich dadurch etwas verändert? Wird Frau Schultner in den Schoß der

evangelischen Landeskirche zurückkehren? Hat der Auftritt die AfD auch nur eine einzige Wählerstimme gekostet? Wird sich irgendein Rechter jetzt anders verhalten? Wir werden niemandem zu nahe treten, wenn wir vermuten: eher nicht. Was nun? Setzen wir noch einmal neu an. Kehren wir zurück zu dem bedrängenden Gefühl, dass irgendetwas geschehen muss. Zu dem Problem, das viele von uns mit den Rechten in ihrem Umfeld haben, und der Absicht, es irgendwie zu lösen.

Houston, we have a problem

Wenn ich jemandem mitteile, ich hätte »ein Problem mit ihm«, dann ist das ja zweifellos als Klage gemeint. Ich kritisiere ihn, weil ich mir sicher bin, dass er etwas falsch macht. Aber dazu passt nicht, dass aus dem Wort, das ich für diese Mitteilung verwende, Unsicherheit spricht. Ein »Problem« ist eine verwickelte Situation, in der man feststeckt. Probleme gehören zu jemandem. Ein Problem *hat* man. Wenn ich mich bei Einbruch der Dunkelheit im Wald verlaufe, ist das *mein* Problem. Wenn ich jemandem nicht helfen will, kann ich sagen: Das ist *dein* Problem. Und genau das könnte mir auch derjenige antworten, dem ich mitteile, ich hätte ein Problem mit ihm. Er könnte nämlich zu Recht feststellen, dass dieser Satz mehr über mich sagt als über ihn. Wenn du ein Problem mit mir hast, könnte er entgegnen, dann ist das dein Problem. Ich bin, wie ich bin. Ich verhalte mich so wie immer, und andere kritisieren mich dafür nicht. Er könnte sogar noch schärfer werden. Er könnte behaupten: Ich bin normal; und wenn du damit ein Problem hast, dann bist du es offensichtlich nicht.

Er könnte aber auch anders reagieren. Selbst wenn ihm die Kritik nicht einleuchtet, könnte er begreifen, dass sie von jemandem geäußert wurde, mit dem er verbunden ist. Ob er will oder nicht. Es nervt mich zwar, könnte er also sagen, aber wenn du ein Problem mit mir hast, dann habe ich, weil wir einander so schnell nicht loswerden, offenbar auch ein Problem. Nicht unbedingt mit dir, aber *mit* dir. Oder kürzer: Wir haben ein Problem. Dieser Satz ist nicht nur passend, er ist so griffig, dass er als technischer Notruf in den Sprachschatz der Menschheit eingegangen ist.

Houston, we have a problem.

Nehmen Sie die havarierte Raumkapsel von Apollo 13 als ein erstes, noch reichlich grobes Bild für das Thema dieses Buches. Es lässt wesentliche Details im Unscharfen, aber es verrät, was unser Buch von anderen, thematisch verwandten Büchern unterscheidet. Es ist nämlich kein Buch *über* Rechte und auch kein Buch *gegen* Rechte. Zumindest nicht nur. Was immer wir an ihnen kritisieren mögen, allein dadurch, dass wir die Rechten als Teil

eines gemeinsamen Problems auffassen, nehmen wir eine andere Perspektive ein als all jene, die meinen, es sei damit getan, sie zu identifizieren, zu beobachten, zu beschreiben und dann Maßnahmen zu ihrer Unterdrückung zu ergreifen. Worin unser Problem besteht, wer Verantwortung für seine Entstehung trägt und ob es lösbar erscheint, wird uns im Folgenden beschäftigen. Zum Einstieg soll die Feststellung genügen, dass wir die Rechten nicht überwachen, sondern aus einer *dialektischen* Perspektive betrachten wollen. Einer Perspektive, heißt das, die uns selbst mit einschließt.

Wo Wächter vor einer Gefahr warnen, da tüfteln Dialektiker an einem Problem. Anders als zwischen Sehvermögen und Blindheit besteht zwischen zwei Perspektiven aber kein Gegensatz. Man sieht nur aus der einen Perspektive nicht das Gleiche wie aus der anderen. Die Wächter sind nicht blind. Sie sehen eine Schlange und rufen zu Recht: Achtung! Abstand halten! Aber auch die Tüftler sind nicht blind, nur ist ihr Blick weniger fixiert. Ja, entgegnen sie den Wächtern, wir sehen die Schlange. Aber wir sehen auch, dass sie auf der Schwelle des Zimmers liegt, das wir gerade betreten wollen.

Wer ein Problem lösen will, muss beweglich sein. Vor allem im Kopf. Der erste Schritt zur Lösung eines Problems liegt immer in der Einsicht, dass man überhaupt eines hat. Dass alle gangbaren Wege verstellt sind. Dass man nicht auf einer Kreuzung steht, sondern in einem Schlamassel steckt. Im Dickicht eines Waldes. Oder weit draußen im Watt, während plötzlich Nebel aufzieht, die Flut naht und der Kompass nicht funktioniert.

Eben noch hat der Wanderer in der Ferne sein Ziel, den heimischen Deich oder die Hallig, klar vor Augen gehabt, und nun werden all seine Blicke von kaltem Wasserdampf verschluckt. Der Versuch, die eingeschlagene Richtung zu halten, das weiß er, wäre töricht, weil ein Mensch ohne Orientierung wie ein Automat im Kreis läuft. Er wird sich also nach anderen Anhaltspunkten richten müssen, der Beschaffenheit des Wattbodens, der Windrichtung, dem mehr geahnten als gewussten Sonnenstand, den Geräuschen, die vielleicht zu ihm durchdringen. Und dann wird er sein Glück versuchen. Aber auf keinen Fall darf er der ermittelten Richtung voreilig vertrauen. Es sind feine Unterschiede und kleine Entscheidungen, auf die es jetzt ankommt. Jede Vermutung kann durch eine einzige Wahrnehmung korrigiert werden, jeder Entschluss steht unter Vorbehalt. Befindet er sich wirklich schon auf dem südwestlichen Sandrücken? Dann wäre das Hornsignal, das er gerade gehört hat, von der Hallig gekommen, und er könnte die Richtung halten. Aber wenn der Wind es herübergetragen hat? Dann kam es vermutlich von der Insel, und er müsste umdrehen. Am Ende wird es, wenn alles gut geht, ein Zickzackweg gewesen sein, auf dem der Wanderer sein Ziel erreicht hat.

Der Zickzackweg

Im Gegensatz zu den Problemen, in denen die Besatzung einer beschädigten Raumkapsel oder ein Wattwanderer im Nebel stecken, versteht sich das Problem mit den Rechten aber nicht von selbst. Das haben Beziehungsprobleme so an sich. Die Behebung einer technischen Notlage mag noch so großes Fachwissen erfordern, das Problematische an der Situation wird auch ein Laie sofort begreifen. Er muss sich nur in die Position desjenigen versetzen, der das Problem hat. Dagegen muss man sich, um ein Beziehungsproblem zu verstehen, in zwei widerstreitende Positionen versetzen – ohne sich mit einer von beiden zu identifizieren.

Das ist nicht leicht, aber man kann es lernen. Man kann es sogar zu seinem Beruf machen. Ein Paartherapeut zum Beispiel lebt davon, Beziehungsprobleme zu verstehen. Dennoch taugt seine Aufgabe nur bedingt als Bild für das Anliegen unseres Buches. Rechte und Nicht-Rechte waren ja aus guten Gründen nie verliebt ineinander. Im Gegenteil, ihre Beziehung lebt geradezu vom Streit. Sie wollen gar keine Harmonie. Aber auch Konfliktbeziehungen können mehr oder weniger gut funktionieren; und sie können so zerrüttet sein, dass für alle die Nachteile überwiegen. Nicht gut miteinander auszukommen wäre daher das Ziel, sondern: weniger schlecht.

Und damit zur Sache. Wer sind die »Rechten«? Wer sind die anderen? Warum nennen wir sie nicht »Linke«, »Grundgesetzfans« oder »freiheitlich-demokratische Edelmenschen«, sondern »Nicht-Rechte«? Inwiefern verbindet beide Seiten eine problematische Beziehung? Und warum sollten sie überhaupt miteinander reden?

Es gibt mittlerweile Berge von Literatur, die klären will, wer und was »rechts« ist, verfasst teilweise von anderen über die Rechten, teilweise von diesen über sich selbst. Vor allem wenn sie aus der nicht-rechten Ecke kommen, setzen diese Bücher bevorzugt bei den Inhalten an, bei bestimmten Ideen, Haltungen, Gesinnungen, Weltbildern, Absichten und Zielen, oft zusammengezogen in zwei Worten, die furchtbar nach Kasernenschweiß stinken: rechtes Gedankengut. Diese Literatur bietet wertvolle Anhaltspunkte. Aber wir wollen anders ansetzen. Aus drei Gründen.

Erstens stellen die rechten Inhalte allein noch kein Problem dar, selbst dann nicht, wenn sie sich zu einer extremistischen Ideologie verfestigt haben oder gar zu Straftaten motivieren. Im Gegenteil, bestünde die Rechte mehrheitlich aus Holocaustleugnern, Hitlerfans, Brandstiftern und Terroristen, handelte es sich bei Ihnen, mit einem Wort, vor allem um gewaltbereite Neonazis, dann hätten wir kein Problem mit ihnen. Wir hätten

einen Job zu erledigen. Die Umtriebe einer staatsfeindlichen und latent kriminellen Subkultur könnten wir getrost den Wächtern überlassen: dem Verfassungsschutz, der Polizei, der Bundeszentrale für politische Bildung, Ursula von der Leyen und der Antifa. Unsere Perspektive schließt Neonazis und Rechtsterroristen nicht aus, aber wir halten es mit einer Maxime der angelsächsischen Rechtspraxis: *Hard cases make bad law.* Wir werden, heißt das, die Extremfälle der Rechten von ihren moderateren Varianten her verstehen, nicht umgekehrt.

Das Spektrum unseres Interesses beginnt diesseits der offenen Verfassungsfeindschaft, in einer Grauzone, deren Protagonisten nicht (oder nicht mehr) Teil der rechtsextremen Szene sind, aber auch nicht bereit, sich eindeutig von ihr abzugrenzen. Und sie reicht bis tief in die Mitte der Gesellschaft, in ein nach vielen Richtungen ausfransendes, jederzeit mobilisierbares, je nach Lage schnell an- und abschwellendes Milieu, in dem sich ein diffuses Unbehagen an den »Zuständen in unserem Land« breitgemacht hat; in Kreise, in denen sich Abendland auf Abendbrot reimt, wo man stolz auf das Latinum und die guten Manieren der Enkel ist, und wo man sich im Zweifelsfall noch nicht einmal als »rechts« bezeichnen würde. Stehen die Intellektuellen der »Neuen Rechten« am einen Ende der Skala, so nimmt den Rest eine durchaus bunte Mischung ein, in der die »besorgten Bürger« von Pegida auf nationalistische Sozialdemokraten wie Thilo Sarrazin treffen, sämtliche Schattierungen der Kultur-, Globalisierungs-, Islam- und Europakritik auf Betonkonservative wie Erika Steinbach, hitzige Charakterköpfe wie Nicolaus Fest oder Michael Klonovsky auf durchgeknallte Autoren von Katzenkrimis, und professionelle Krawallschachteln wie Matthias Matussek auf selbsternannte Reinkarnationen von Graf Stauffenberg und Sophie Scholl.

In den Zeitschriften *Junge Freiheit* und *Sezession* hat dieses Spektrum seine Leitorgane gefunden, in den Kommentarspalten und sozialen Netzwerken des Internet seinen Resonanzraum, in der AfD seine Repräsentantin auf der politischen Bühne. Das Wählerpotential der AfD wird auf etwa 20 % der stimmberechtigten Bürger geschätzt, und auch wenn sie es derzeit nicht ausschöpft – die von rechts radikalisierbare Mitte wird uns dauerhaft begleiten. In Präsidialdemokratien wie Frankreich stand sie an der Schwelle zur Macht, in den USA sitzt sie schon im Weißen Haus.

Nun lässt sich aber das »Rechte« dieses Spektrums, und das wäre der zweite Grund unserer Zurückhaltung, nur schwer über die dort thematisierten Inhalte fassen. Isoliert betrachtet könnte man die meisten davon als »konservativ«, zur Not »stockkonservativ« bezeichnen. Schutz der Heimat, Beharren auf dem Nationalstaat, Beschränkung der Einwanderung,

selbstbewusstes Christentum, meist katholisch oder evangelikal, Unbehagen an der kulturellen Moderne, Festhalten an traditionellen Geschlechterrollen, Anstand und Leistung als Erziehungsziele, latente Preußensehnsucht, Wertschätzung von Autorität und Führung, »Schlussstrich« unter die Vergangenheitsbewältigung, Anerkennung der Opfer von Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung: Keinen dieser Programmpunkte, keinen dieser Werte muss man teilen, um ohne Probleme kontrovers darüber zu diskutieren.

Davon abgesehen sind die Rechten, die wir meinen, inhaltlich viel beweglicher, als man oft denkt. Wenn sie etwa die aggressive Anpassungsfähigkeit des Kapitalismus kritisieren, könnte man sie auf den ersten (und manchmal auch auf den zweiten) Blick für Linke halten; wenn sie den Abbau des Sozialstaats verlangen oder radikal auf ihrer Meinungsfreiheit bestehen, für Liberale; wenn sie ein Birnenbäumchen pflanzen und die selbstgezogene Rote Bete auf den Biomarkt tragen, für Grüne.

Drittens aber würden wir unser Problem mit den Rechten entweder umschiffen oder verschärfen, wenn wir sie voreilig auf bestimmte Inhalte festlegen. Einerseits nämlich hoffen manche Rechte darauf, dass wir sie tatsächlich für das halten, wofür sie sich ausgeben, wenn wieder mal ein faszinierter Reporter den Weg zu ihnen gefunden hat, die Ohren so spitz wie der Bleistift: als unbestechliche Avantgarde eines heimatlos gewordenen Konservativismus; hartes Holz ohne eine falsche Faser. Das aber würde sie harmloser machen, als sie sind. Die Schlange bleibt rätselhaft, auch wenn sie dem Reporter noch so leckeren Apfelkuchen backt. Andererseits ist es nicht weniger falsch, die Rechten, statt in die Falle ihrer Selbstinszenierungen zu tappen, auf das zu reduzieren, als was sie uns auf den ersten Blick erscheinen mögen: als »gefährliche Bürger«, als »Verfassungsfeinde«, als »Faschisten« oder »Nazis«, denn statt der offenen Feindschaft zu unserer Staatsordnung setzen sie längst auf subtilere, viel schwerer zu greifende Methoden. Nein, allein über die Inhalte kriegt man die Rechten nicht. Entweder man verharmlost sie als Sekte schrulliger Modernitätsverweigerer, oder man dämonisiert sie als Untote aus dunkler Vergangenheit. Beides verfehlt den Kern der Rechten. Aber beides gefällt ihnen. Sie spielen nämlich ein Spiel mit uns.

Das Gegenüber fest im Blick

Nennen wir es ein Sprachspiel. Im Sinne dieses Begriffs wollen wir als »rechts« nicht in erster Linie bestimmte Inhalte bezeichnen, sondern eine

Praxis, eine bestimmte Art zu reden. Solange noch kein Bürgerkrieg herrscht, werden wir jemanden dann einen »Rechten« nennen, wenn er auf diese Weise redet. Und nur dann. Wenn der gleiche Mensch anders redet, sich die Fußnägel schneidet, einer alten Dame über die Straße hilft, Sorgen um sein krankes Kind leidet oder ein Orchester dirigiert, dann tut er das nicht als Rechter. Dabei meint das rechte Sprachspiel nicht nur die gesprochene Rede, es können auch Texte sein, die so geschrieben sind, als wären sie jemandem ins Gesicht gesagt, und zwar in herausfordernder oder wehrhafter Tonlage. Rechtes Reden ist immer polemisch. Egal, was Rechte sagen oder schreiben, sie denken ihren Gegner mit. Wenn Rechte reden, dann haben sie dabei uns Nicht-Rechte, unsere Reaktionen und unsere Antworten, fest im Blick. Sie sind sogar geradezu besessen von uns. Sie müssen, um als Rechte zu existieren, gegen uns reden. Auch darum wünschen wir sie zum Teufel. Aber sie trollen sich einfach nicht. Und das hat mehr mit uns selbst zu tun, als uns lieb sein kann.

Das rechte Sprachspiel stellt uns vor ein strategisches Problem. Und das wollen wir nun skizzieren, um es im weiteren Verlauf zu einem Bild werden zu lassen. Wenn wir dabei von »Rechten« und »Nicht-Rechten« sprechen, können Sie das wie Rollen eines Streitgesprächs auffassen. Als zwei Positionen, mit denen man sich identifizieren, die man aber auch jederzeit verlassen kann, um die jeweils andere einzunehmen, und sei es nur probeweise. Ganz offensichtlich sprechen wir dabei nicht aus neutraler Position, weil wir ja selbst Teil dieser Beziehung sind. Darum wird es sich nicht vermeiden lassen, dass in der Darstellung des Sprachspiels ein Subjekt namens »wir« zunehmend die Rolle der »Nicht-Rechten« einnehmen wird, und folglich ein Subjekt namens »ihr« die Rolle der »Rechten«. Und damit genug der Anführungszeichen, ab jetzt geht es um Rechte und Nicht-Rechte, um euch und uns. (Herr Wegner wird dafür Verständnis haben.)

Da die Entfaltung eines Beziehungsproblems auf einer Seite anfangen muss, beginnen wir mit einer Beschreibung der Rechten aus Sicht der Nicht-Rechten. Aber schon diese Beschreibung wird nicht ohne Positionswechsel zu haben sein. Die Frage, wer die Rechten für uns sind, ist nämlich nicht zu beantworten ohne die Frage, was die Rechten aus uns machen.

Aus unserer Sicht haben die Rechten ein gewaltiges Identitätsproblem. Sie kreisen unentwegt um die Frage, was und wer sie sind – und damit merkwürdigerweise auch um die Frage, was eigentlich »rechts« an ihnen selbst ist. Und zugleich fühlen sie sich in ihrer Identität massiv bedroht. Und was hat das mit uns zu tun? Nichts, außer dass wir uns nicht in unserer Identität bedroht fühlen, ja dass es vielen von uns sogar ganz egal ist, ob wir eine sogenannte Identität haben oder nicht. Allein das beweist in ihren

Augen nämlich, dass wir mit dem herrschenden System identifiziert sind, einer Ideologie, die im Namen der Gleichheit die natürlichen Unterschiede zwischen den Menschen verleugnet. Die das Eigene nicht vom Fremden trennt, Männer nicht anders behandelt als Frauen und Dummheit genauso würdigt wie Intelligenz.

Um sich von dieser Ideologie bedroht zu fühlen, müssen die Rechten praktischerweise gar nicht klären, worin denn dieses Eigene besteht, was einen Mann zum Mann macht, und ob Intelligenz wirklich das Gegenteil von Dummheit ist. Es reicht, dass sie das Gefühl haben, nicht so existieren zu dürfen, wie es ihrer Natur entspräche. Das rechte Sprachspiel kann ohne inhaltliche Festlegung beginnen, nicht aber ohne die Behauptung einer Bedrohung. Und das heißt: nicht ohne uns. Denn wer sind wir für sie? Alle, die sie in ihrer natürlichen Entfaltung behindern. Die ihnen die Anerkennung verweigern. Die sie verneinen und verstoßen. Für sie sind wir die Widersacher. Ihr aktives Gegenteil. Und darum nennen sie uns am liebsten: Linke.

Wie wenig dieses Schema auf Inhalte angewiesen ist, verdeutlicht ein kleines Beispiel, in dem es lustigerweise um dieses Buch geht. Die Rechten haben es nämlich zum Thema gemacht, noch bevor es überhaupt erschienen ist. Allein die Ankündigung des Titels durch den Verlag genügte ihnen, um über Absicht und Identität der Autoren Bescheid zu wissen. Martin Lichtmesz, Redakteur des rechten Leitorgans *Sezession*, teilte via Twitter die Nachricht eines Freundes, in der dieser die Autoren als ahnungslose »Linke« verhöhnte. Wir sind den Rechten dankbar, dass sie uns den Gefallen getan haben, eine der wichtigsten Botschaften dieses Buches zu bestätigen, noch während wir an ihm schrieben.

Selbstverständlich müssen auch Rechte sich irgendwann auf Inhalte beziehen, um ihr Sprachspiel mit uns zu treiben. Aber sie benötigen keinen Inhalt, um es zu beginnen. Dazu brauchen sie nicht einmal einen einzigen Satz. Es genügt ein Dativ. Irgendwo im Universum haucht irgendjemand die Worte »mit Rechten«, und die Rechten wissen Bescheid: Da spricht der Feind. Denn sie wissen aus der Schule, dass ein Dativ kein Nominativ ist; und sie wissen aus ihren Büchern, dass die Welt vor allem von ihnen und ihren Feinden bevölkert ist. Folglich muss es auch in Büchern, die noch niemand gelesen haben kann, um Linke und sie selbst gehen. Früher oder später kommen die Rechten fast immer auf sich selbst und die Linken zu sprechen. Denn was wären sie ohne die Linken? Nichts.

Unsere linken Freunde haben sich übrigens kaputtgelacht über die Zuschreibung. Sie mögen uns nämlich trotz unseres falschen Bewusstseins. Zorn hat sich in, horribile dictu, affirmativer Absicht auch auf Heidegger,

Hölderlin und Nietzsche spezialisiert; Leo hat einen, bäh, patriotischen Roman über seine erzdeutsche Familie geschrieben; und Steinbeis ist, nun ja, aus vollem Herzen Jurist. Trotzdem haben wir prinzipiell nichts gegen Linke, wie gesagt, einige unserer besten Freunde sind welche. Und wir hätten im Grunde auch nichts gegen Rechte. Wenn sie uns nicht andauernd sagen würden, was uns antreibt und wer wir sind.

Hört auf damit. Im Ernst, wir können im Prinzip über fast alles reden. Aber darüber nicht. Wenn ihr meint, euren Identitätskomplex in den Griff zu kriegen, indem ihr euch einen Namen gebt, ist das eure Sache. Wenn ihr Rechte sein wollt, schön. Aber dass wir keine Rechten sein wollen, macht noch lange keine Linken aus uns. Und auch keine Liberalen oder Pseudo-Konservativen. Wir sind, wer wir sind. Uns beschäftigt, was uns beschäftigt. Und wir, das sind nicht nur die Autoren dieses Buches. Wir sind viele. Einige von uns verstehen sich als links, einige als liberal, andere als konservativ oder grün. Einige von uns sind eher einverstanden mit dem Zustand unseres Landes, andere sehen ihn sehr kritisch. Einige von uns bewundern das Grundgesetz, andere treiben die vielen Fragen um, auf die das Grundgesetz keine Antwort gibt. Aber keiner von uns ist Agent irgendeines Systems. Aus uns spricht nicht die Ideologie, die euch angeblich unterdrückt. Und solange ihr das nicht anerkennen wollt, sind wir für euch eben: Nicht-Rechte.

Wie schwer es ist, sich dem Rollenzwang des rechten Sprachspiels zu entziehen, musste auch der Philosoph Wolfram Eilenberger erfahren. Es war wiederum Martin Lichtmesz, der es mit ihm spielte. Beide waren im Februar 2017 zu Gast in der österreichischen Fernsehrunde »Talk im Hangar«, wo unter anderem über die sogenannte Flüchtlingskrise gestritten wurde. Eilenberger, ein Freigeist, dem anti-linke Affekte nicht fremd sind, argumentierte pragmatisch. Durchaus skeptisch gegenüber Merkels Politik der offenen Grenzen, ließ er keinen Zweifel daran, dass er die Bundesrepublik als Einwanderungsland betrachtet. Das genügte Lichtmesz, um ihn als Repräsentanten der »extrem aggressiven Ideologie des Multikulturalismus« abzustempeln – als einen Angreifer also, der in direkter Konfrontation gestellt werden muss.

Es gelang ihm, Eilenberger aus der zivilen Gesprächsrunde in eine offene Redeschlacht zu locken. Teils durch kleine Provokationen, wie die Verdrehung seines Namens zu »Eilesberger«, teils durch große, wie die breitbeinig geäußerte Unterstellung, sein Kontrahent sei feige. »Ich seh’ doch die ganze Zeit, wie Sie sich fürchten«, äffte Lichtmesz. »Wenn Sie zu mir hergucken, fürchten Sie sich!« Und Eilenberger nahm die Herausforderung an. Er nannte Lichtmesz einen »Verfassungsfeind«, dessen ganzes Denken um das »Phantasma des Bürgerkriegs« kreise. Schlagartig war sein Gegenüber in

Ekstase. Ob gespielt oder tatsächlich in Rage, wippenden Rumpfs und wild gestikulierend gerierte Lichtmesz sich als Opfer einer »schäbigen Unterstellung«, die er empört zurückwies, und es war eher gefaucht als gesprochen, als er Eilenberger zur Revanche einen »Demokratiefeind« schimpfte. Schaut her, der Herr Philosoph ist ein Salonlinker, sollte das heißen, und ich bin ein Ritter des Volkes.

Lichtmesz dürfte mit dem Verlauf der Show zufrieden gewesen sein. Er hatte es geschafft, einem kontroversen, aber offenen Gespräch das Schema »Wir gegen euch« aufzuzwingen. Die Diskussion nahm diesen Verlauf aber nicht nur, weil einer der Gäste es so wollte, sondern auch weil der Moderator es zuließ. Dieser machte seine Aufgabe im Sinne der Sache schlecht, aber gut im Sinne seines Arbeitgebers. Talkshows sind Teil der Unterhaltungsindustrie. Sie arrangieren komplizierte Fragen als Kämpfe, bei denen das Publikum Sieger und Besiegte sehen will. Dass sie damit einen Rahmen schaffen, in dem sich selbst die klügsten Nicht-Rechten mühelos aushebeln lassen, bewies bei anderer Gelegenheit auch die AfD-Politikerin Beatrix von Storch. Nachdem der Politologe Albrecht von Lucke in atemberaubendem Tempo sämtliche Argumente vorgebracht hatte, die man gegen Rechtspopulisten überhaupt vorbringen kann, bremste ihn von Storch mit einem einzigen Wort aus. Er solle doch erst einmal, so Storch zu Lucke, aus seiner »Schnappatmung« herauskommen. Wir müssen zugeben, dass wir gelacht haben, obwohl Lucke unser Freund ist und einer unserer besten Köpfe.

Die Wichtigtuerei des Menschen vor der Natur

Aus unserer Sicht besteht das rechte Sprachspiel in einer doppelten Setzung. Reden bedeutet immer, eine Position zu setzen, und mit ihr einen Unterschied zu anderen möglichen Positionen. Das ist unvermeidlich. Die rechte Setzung zeichnet sich demgegenüber zunächst dadurch aus, dass sie nicht nur die eigene Position von allem, was sie nicht ist, unterscheidet, sondern auch alles, was sie nicht ist, in einer einzigen Position zusammenzieht – und diese als Verneinung ihrer selbst begreift. Da dieses Schema in Reinform offensichtlich gewalttätig wäre, setzen die Rechten sich selbst nun aber nicht einfach als Rechte. Vielmehr definieren sie zudem die eigene Position als Repräsentation von Natur und Realität. Und deren Anerkennung setzen sie als Normalität. Es ist der natürliche Zustand des Menschen, sagen sie zum Beispiel, einer gewachsenen Gemeinschaft anzugehören. Das sei eine unhintergehbare Tatsache, wer sie anerkenne, denke realistisch und normal. Und wer sie verleugne, müsse die Wirklichkeit

und mit ihr die normal Denkenden durch eine gewaltige Lüge unterdrücken.

Dieses Schema stellt uns vor ein Dilemma. Egal, was wir tun, es scheint, als zwinge uns jede Interaktion mit den Rechten zur Selbstaufgabe. Denn was auch immer wir sagen, sie deuten es als Angriff. Wir müssen ihnen noch nicht einmal direkt widersprechen, allein dass wir nicht ihre Partei ergreifen, genügt ihnen, um in uns ihre Feinde zu sehen. Und wenn wir darauf mit Widerspruch reagieren oder sie von uns aus attackieren, verstricken wir uns in einem Spiel, in dem sie unschlagbar scheinen: Entweder wir machen sie platt, dann inszenieren sie sich als Opfer unserer Aggression. Oder wir machen sie nicht platt, dann deuten sie es als Zeichen ihrer Stärke, der Tatsache, dass sie Recht haben, und verhöhnen uns.

Und wie sieht dieses Sprachspiel nun aus Sicht der Rechten aus? Aus ihrer Sicht ist es eine Reaktion auf *unsere* Setzung! Wir müssen die Natur und die Wirklichkeit nur so vehement verteidigen, sagen sie, weil ihr sie zuvor durch die Moral ersetzt habt. Wer die Gleichheit aller Menschen zur Grundlage des Zusammenlebens mache, der verleugne die natürlichen Unterschiede zwischen ihnen. Und warum? Um sich selbst im Namen der Schwachen an die Stelle der Starken zu setzen.

Wer die Moral im Schilde führt, so die Rechten mit Nietzsche, will herrschen. Und wer Menschheit sagt, so die Rechten mit Carl Schmitt, will betrügen. Ob man diese erste Setzung nun, wie Nietzsche, auf den Beginn des Christentums datiert, oder, wie Schmitt, auf den Siegeszug von Bürgertum und Demokratie – die Rechten meinen, auf die Versündigung des Menschen an der naturgemäßen Ordnung zu reagieren. Darum hieß das, was heute Rechte heißt, auch lange Zeit einfach nur »Reaktion«. Die Tat, gegen die sich Reaktionäre aufbäumten, das war die Revolution. Erst als diese zur neuen Ordnung geworden war, wurde die »Tat« zu einem rechten Schlüsselbegriff und die »Konservative Revolution« zu einem Vorläufer für die Bewegung, die sich heute »Neue Rechte« nennt.

Selbst wenn wir unterstellen, das sei eine Schutzbehauptung, so können wir doch, weil wir keine Linken sind, durchaus einen wahren Kern darin erkennen. Wir haben ja auch Nietzsche gelesen. Wenn dieser die herrschende »Sklavenmoral« kritisiert, dann redet er damit allerdings nicht dem Recht des Stärkeren das Wort. Er will nur zeigen, wie die Identifizierung mit Schwäche und Leid den Menschen an der Entfaltung seiner Möglichkeiten hindert. Er verhöhnt nicht die Schwachen, sondern die Angst vor der Stärke, der eigenen wie der des anderen. Stärke ist nicht Willkür für Nietzsche, und der Wille zur Macht nicht Selbstermächtigung. Stärke und Macht sind polemische Metaphern, die zu Großem und Gutem anstacheln sollen, Weckrufe zu Schönheit und Leistung, gleich welcher Art.

Wer in diesem Sinne stark ist, der kann auch an anderen Stärke schätzen, und er kann dem Schwachen helfen, nicht indem er seine Schwäche umhegt, sondern indem er ihn zur Stärke anspornt. Das ist ganz und gar nicht christlich gedacht, aber auch nicht anti-christlich. Es ist als Korrektur an einer Kultur gemeint, die nicht mehr auf das Beste im Menschen zielt. Wenn Nietzsche abwertend von »Moral« spricht, dann meint er eigentlich den Moralismus: einen Herrschaftsanspruch im Namen der Moral. Und wenn er mit der gleichen Tendenz »Demokratie« sagt, dann ist das kein Verfassungsbegriff, sondern eine Chiffre für den Verfall von Hochkultur. Er äußert sich schlicht nicht zu normativen Fragen von Recht und Moral, mit keinem Wort, denn er war alles, nur kein politischer Denker und kein Moralphilosoph. Und darum können wir vorläufig auch alle moralischen und rechtlichen Fragen einklammern, um mit Nietzsche und mit euch das Elend des Moralismus zu beklagen. Denn wir müssen zugeben: Der Moralismus ist der Teil, den unsere Seite zum Problem beigetragen hat.

Sich dort kratzen, wo es andere juckt

Der Moralismus erhebt den Anspruch, das Gewissen für alle zu sein, um sich des eigenen Gewissens, der Selbstkritik, zu entledigen. Die Verwandlung einer inneren Stimme, durch die der Mensch mit sich selbst ins Gericht geht, zu einer Instanz der öffentlichen Anklage hat der Philosoph Odo Marquard sarkastisch als »Ferien vom Über-Ich« bezeichnet. Wer ungestört vom eigenen Gewissen – mit einem Wort: selbstgewiss – moralische Urteile über andere fällen will, muss das Böse definieren. Das heißt, er muss es als Inhalt fassen. Aber Inhalte sind ja zunächst mal einfach nur da. Als Gefühl. Als Meinung. Als Gedanke. Als Satz. Als Gesinnung. Doch wie will man etwas, das existiert, aus der Welt schaffen? Man kann es nicht, schon gar nicht in einem Rechtsstaat. Man kann ihm allerdings die Berechtigung absprechen, unter uns zu existieren, indem man es stigmatisiert.

Der oberste Grundsatz des Moralismus lautet: Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Damit ist das »Böse« zwar nicht aus der Welt, aber es soll sich nicht mehr öffentlich zeigen. In diesem Sinn markiert der Moralismus rechte Inhalte als etwas, das zwar kein Gesetz verbietet, aber dennoch nicht sein darf. Die Bejahung von Ungleichheit und Macht darf nicht sein, das Fremdeln mit dem Fremden nicht, die Identifikation mit dem eigenen Volk nicht. Aber die Wege dessen, was sich nicht zeigen darf, sind unergründlich. Es wandert ab in unsere Träume. Es fixiert sich in Utopien. Es brütet in Milieus vor sich hin. Es verbringt zu viel Zeit im Internet. Es begehrt auf.

Sobald der Moralismus aber »rechtes Gedankengut« wittert, schlägt er

Alarm. Und das tut er auf zwei Weisen, je nachdem in welcher Form es erscheint. Tritt es selbstbewusst und angriffslustig auf, skandalisiert er die Stärke als Gefahr, auf die er rigoros mit Ausschluss reagiert. Menschenfeindliche Ideologie dürfe nicht dadurch »salonfähig« gemacht werden, dass man sie »normalisiert«, heißt es dann; darum sei es am besten, wenn sie gar nicht erst zu Wort käme und weiterhin »unsagbar« bliebe. Als ob die Demokratie ein Salon wäre! Als ob Sätze allein dadurch gälten, dass irgendjemand sie äußert! Als ob das Sagbare eine Erlaubnis bräuchte!

Aber wer selbst zu schwach ist zu begründetem Widerspruch, der muss so denken. Götz Kubitschek, ein wortgewaltiger Ex-Soldat und eine der prominentesten Stimmen der Neuen Rechten, kann sich die vielen Podiumsdiskussionen, die wegen der bloßen Möglichkeit seiner Teilnahme abgesagt wurden oder nur ohne ihn stattfinden durften, wie Orden an die Brust heften. Er und seine Freunde wissen – und sie freuen sich daran! –, dass jede Absage ein mickriger Ausweis von Schwäche ist, der genau das Gegenteil dessen bewirkt, was er beabsichtigt. Durch den Ausschluss bekommen die Rechten gratis eine Stärke bescheinigt, die sie sonst unter Beweis stellen müssten. Zugleich können sie sich als Opfer einer repressiven Moral ausweisen. Und was lernen sie daraus? Du musst ihnen nur drohen, dann kriegst du alles, was du willst. Dann halten sie dich für stark und machen dich ohne einen Tropfen Blut zum Märtyrer einer unterdrückten Sache (was das für eine Sache ist, kannst du praktischerweise im Dunkeln lassen).

Tritt das Rechte dagegen schwach und unbeholfen auf, wird der Moralismus übergriffig, indem er sich seiner als erziehungsbedürftiges Mündel annimmt. Wie das geht, ließ sich gut am paternalistischen Umgang mit den sogenannten Wutbürgern beobachten, die seit dem Winter 2014 in unterschiedlichen Formationen in Dresden demonstrierten. Angeblich gegen die »Islamisierung des Abendlandes«, aber vielleicht auch nur, um zu zeigen, dass sie existieren. Wer weiß das schon, wenn nicht einmal die Experten es wissen. Es waren insbesondere Minister mit SPD-Parteibuch, die sich diesen Demonstranten gegenüber wie Erziehungsberechtigte aufführten. Nachdem Sigmar Gabriels indirekte Aufforderung, das »Pack« solle gefälligst dahin zurückkriechen, wo es hergekommen war, nicht fruchtete, kamen andere Taktiken zum Zuge.

Wie ein Engel schwebte im Februar 2017 der sächsische Wirtschaftsminister Martin Dulig auf den Platz vor der Dresdener Frauenkirche herab, um das verständnisvolle Gespräch mit den Bürgern zu suchen, die dort gegen die Errichtung einer Skulptur protestierten. Dass dieses Kunstwerk für viele Dresdener ein Ärgernis darstellte, nicht (nur) weil

ein syrischer Künstler es errichtet hatte, sondern (auch) weil es zum Jahrestag der alliierten Bombardierung der Stadt aufgestellt wurde und so die Erinnerung an die deutschen Opfer mit der Kritik an der Flüchtlingspolitik verrechnete, liegt auf der Hand. Man muss die Gründe für den Protest nicht im Geringsten teilen, um die Wut zu verstehen, mit der eine Demonstrantin sich dagegen verwahrte, dem Minister das Offensichtliche zu erklären, während er besänftigend auf sie einredete. Was genau sie denn bitte so empöre, also das würde ihn wirklich mal interessieren, und darüber könne man doch in aller Ruhe reden. Nein, Arschloch! Ich bin nicht zum Labern hier! Ich demonstriere! Gegen. Deine. Regierung.

Die Selbstgerechtigkeit einer Moral, die das Gespräch nach Gutdünken entweder verweigert oder erzwingen will, die sich vor der offenen Auseinandersetzung mit dem Starken drückt und den Schwachen ungefragt erzieht, kann bei denen, die ihre Macht zu spüren bekommen, heftige Affekte mobilisieren. Zorn. Wut. Ekel. Abscheu. Hass. Solche Gefühle kommen vor, und oft sind sie auch verständlich. Sie berechtigen nur zu nichts. Jedenfalls ist es, weil sie wohl zur menschlichen Natur gehören und jede Natur sich selbst erhält, vollkommen sinnlos, gegen sie zu sein. Nur der Mensch kann hassen, aber nur dem Menschen ist es auch möglich, sich zu seiner eigenen Natur zu verhalten. Hass erzeugt Hass. Bis er sich selbst erkennt. Oder in Liebe bricht. Oder Schönheit gebiert. Glaubt ihr denn, wir wüssten nicht, was Hass ist?

»Wohin mit dem Hass, den ich in mir spür'«, fragt sich Jochen Distelmeyer, ein sensibler Sänger und leidenschaftlicher Nicht-Rechter, in immer neuen Anläufen schreit und singt er diese Frage, und mit jeder Wiederholung wird klarer, dass er hasst, weil er gehasst wird, und gehasst wird, weil er hasst, bis er begreift, dass der Hass eine Gabe ist, ein kostbarer Rohstoff: »Gebt mir euren Hass, und seht mir zu, wie ich ihn für euch verwandle.« Besingt Distelmeyer damit nicht genau das magische Verfahren, das Louis-Ferdinand Céline, einen hasserfüllten Rechten, auch für Nicht-Rechte zu einem großen Schriftsteller gemacht hat?

Das Fieber und die Schlange

Wenn die Rechten und die Moralisten nur diese wenigen Unterschiede kapieren würden, den Unterschied zwischen Faktizität und Geltung, den Unterschied zwischen dem Stoff und dem Werk, und den Unterschied zwischen dem Hass und der Schönheit, dann hätten wir kein Problem mehr. Dann könnten wir streiten, indem die einen die Existenz der Ungleichheit

gegen die nivellierende Tendenz der Moral verteidigen, und die anderen das Recht auf Gleichheit gegen die Anmaßung der Stärke. Denn Menschen sind einander ja nie nur gleich oder ungleich. Sie sind immer beides. Und dann könnten sich beide auch endlich freimütig zu einem Gefühl bekennen, das sie insgeheim schon immer gehegt haben: der Freude an den besten Vertretern der anderen Seite.

Apropos. Wenn wir als erste Voraussetzung eines Gesprächs von euch die Anerkennung unserer Vielfalt als Nicht-Rechte erwarten, dann hätten wir im Gegenzug auch etwas anzubieten. Wir können zugestehen, dass eure Sprache Reichtum birgt. An Poesie, und damit an guter Vieldeutigkeit. Das ist nicht als rhetorisches Lob gemeint, um unseren gelegentlichen Spott über das kapriziöse Stilgetue, den Kitsch und das Geraune im rechten Schriftgut abzumildern, sondern als Anerkennung von etwas, das uns verbinden könnte. Solange wir sie nicht voreilig auf Bedeutungen festlegen, stiftet Sprache ja immer Gemeinsamkeit.

Wo Freunde und Feinde durch Bekenntnis und Theorie getrennt sind, da verbindet sie zum Beispiel die Literatur. Nun besteht unter Rechten wie unter Moralisten kein Mangel an kunstwidriger Vereindeutigung literarischer Werke, wenn es darum geht, den Gegner zu markieren. Wie etwa die dystopischen Romane von Michel Houellebecq oder Jean Raspail von vielen Rechten umstandslos als Spiegel der Wirklichkeit verstanden werden, während viele Moralisten in ihnen nichts sehen als den Ausdruck einer menschenfeindlichen Gesinnung, ist in seiner Plumpheit kaum zu ertragen.

Aber wenn man die Literatur als das nimmt, was sie ist, bietet sie Mittel, die dem rationalen Diskurs nicht zur Verfügung stehen. Und diese Mittel werden wir nutzen, indem wir in den weiteren Kapiteln hin und wieder in die literarische Tonlage wechseln. Dann sprechen wir nicht mehr nur mit euch, sondern zu euch. Und auch zu uns selbst. Das Literarische hat gegenüber dem Sachlichen den großen Vorzug, dass der Autor etwas zeigen kann, ohne es zu sagen. Und der Leser kann etwas erkennen, bestenfalls sogar sich selbst, ohne dass etwas über ihn behauptet worden wäre.

Die Russen, die wie kein anderes Volk durch die Literatur zu sich selbst und zur Menschheit gesprochen haben, besitzen zwei Wörter für Wahrheit. Das Wort *prawda* bezeichnet Urteile, die allgemeine Geltung beanspruchen. Diese Wahrheit kann man behaupten, man kann sie begründen, und man kann ihr widersprechen. Das Wort *istina* dagegen benennt eine Ein-sicht – etwas Wahres, das sich zeigt. Es ereignet sich, und dann sieht man es, oder man sieht es nicht. Martin Heidegger fand für diese Art der Wahrheit das Wort »Unverborgenheit«. Genauer gesagt: Er fand es vor, nämlich als griechisches Wort, das er nur noch wörtlich zu übersetzen brauchte. Für die

alten Griechen war *Aletheia* aber mehr als nur die Bezeichnung für »Wahrheit«, es war auch der Name einer Göttin. Und das ist kein Zufall. In der Selbstverständlichkeit, mit der die Griechen das, was der *Logos* sagt, als Fortsetzung dessen begriffen, was sich im *Mythos* zeigt, sind sie den Russen verwandt. Und mehr noch. Weil sie begriffen haben, dass Sagen und Zeigen keine Gegensätze sind, konnten sie den Logos auch wieder zurückverwandeln in den Mythos. Denn alles Denken drängt zum Bild. Man wird unseren Ausflügen ins Literarische vermutlich anmerken, dass wir weder alte Griechen noch moderne Russen sind, aber manchmal müssen wir Deutsche eben zu fremden Mitteln greifen, wenn wir zu uns selbst sprechen wollen.

Nun pflegt ihr Rechte einen heftigen, in sich durch und durch widersprüchlichen Affekt gegen den Logos (von dem gegen die »Prawda« ganz zu schweigen …). Aber zum Glück hegt ihr andererseits eine ebenso starke Zuneigung zum Mythos. Und damit zur Literatur. Darum können wir nicht nur versuchen, durch literarische Texte zu euch zu sprechen, wir können auch zuhören, wie ihr durch und über die Literatur mit euch selbst sprecht. Und dabei haben wir bemerkt, dass ihr euer Identitätsproblem auf zwei ganz unterschiedliche Weisen zur Sprache bringt. Einmal, indem ihr mit aggressiver Präzision festlegt, wer und was eure Feinde sind, und dem, wovon ihr euch bedroht fühlt, Namen gebt. Und einmal, indem ihr auf euch selbst schaut und das, was sich – wir würden sagen: logischerweise! – nicht vergleichbar präzise benennen lässt, in Sprachbilder fasst. In Metaphern, die oft von euren Lieblingsschriftstellern stammen. Und besonders gerne von Ernst Jünger. Vor allem zwei Bilder, die sich beide in *Das Abenteuerliche Herz* finden, einem geradezu kanonischen Buch für viele Rechte, haben uns eingeleuchtet.

Das wäre zum einen das Bild des Fiebers. »Unsere Hoffnung«, schreibt Jünger, »ruht in den jungen Leuten, die an Temperaturerhöhung leiden, weil in ihnen der grüne Eiter des Ekels frißt, in den Seelen von Grandezza, deren Träger wir gleich Kranken zwischen der Ordnung der Futtertröge einherschleichen sehen.« Die erste Hälfte dieses Satzes scheint für viele Rechte eine geradezu emblematische Kraft zu besitzen, jedenfalls wird sie immer wieder als Chiffre zur Selbstbeschreibung zitiert. In neurechten Jugendbewegungen findet sie sich sogar als T-Shirt-Aufdruck. Mit derselben Metapher können die Rechten aber auch eine Brücke zu jenen schlagen, die anders sind als sie. Ja, sie können sich sogar mit ihnen identifizieren! Götz Kubitschek sorgt sich bekanntlich um die Jugend von heute. Furchtbare Musik! Durchlöcherte Körper! Aber sein junger Freund Lichtmesz weiß es besser: »Heilungsprozesse!«, schreit er. »Das sind Heilungsprozesse,

alchemistische Prozesse, wie Fieber im Körper, das ja an sich auch nicht destruktiv ist, sondern ein Reinigungsprozess.«

Interessanterweise betreten aber auch die Nicht-Rechten oft dieses Metaphernfeld, wenn sie über Rechte sprechen, insbesondere über deren populistische Variante. Die Formeln, mit denen der Rechtpopulismus als Krankheit oder als Symptom einer Krankheit thematisiert wird, sind fast so beliebt wie der Nazivergleich. Vom »schleichenden Gift«, das sich im Organismus der Republik ausbreite, vom »Krebsgeschwür der Demokratie« und Ähnlichem mehr ist da die Rede. Es gibt Formen des Zusammenschlusses und Arten des Wahlverhaltens, suggerieren diese Bilder, die es wie Fremdkörper aus der Gesellschaft zu entfernen gelte. Natürlich würde niemand es so sagen, doch die Sprache dieser Metaphern ist unmissverständlich. Aber die gleichen Bilder können auf nicht-rechter Seite auch mit selbstkritischem Akzent verwendet werden. Als kurz vor der Stichwahl in Frankreich die dortige Linke nicht oder nur zögerlich bereit war, den Liberalen Macron gegen die rechte Kandidatin Le Pen zu unterstützen, überkam den Paris-Korrespondent des ZDF eine Art von Selbstzweifel. In Frankreich habe, so Theo Koll, anscheinend das »demokratische Immunsystem« versagt.

Offenbar haben wir es also mit einem Bild zu tun, das beiden Seiten einleuchtet. Denn dass das Rechte in irgendeiner Weise für Intensität steht, für eine »Temperaturerhöhung«, für starke, insbesondere negative Gefühle, dass sich, mit anderen Worten, im Rechten eine tendenziell zerstörerische Kraft zeigt, darin scheinen alle übereinzustimmen. Aber was genau zeigt sich da? Und wem droht Zerstörung? Der Krankheit? Oder dem Leben? Es gibt einen Begriff, der all diese Fragen in sich vereint: Krise.

Wie das Fieber gehört auch die »Krise« zu den ursprünglich medizinischen Fachbegriffen, die in konservativen Kreisen als politische Metaphern Karriere gemacht haben. Wo Aufklärung und Revolution das Alte überwinden wollten, sahen Konservative das organisch Gewachsene lebensbedrohlich gefährdet. Im Begriff der Krise, die über Leben und Tod entscheidet, verschärfte sich dieses Unbehagen nach dem Ersten Weltkrieg zu einem rechts-revolutionären Strategiebegriff. Es gelte, so behaupteten Intellektuelle wie Edgar Julius Jung oder Hans Zehrer, die politische Situation so lange zu verschärfen, bis der liberale Staat zerbricht und die natürliche Ordnung sich selbst wieder ins Recht setzen kann.

An diese Denktradition scheint vieles von dem anzuknüpfen, was ihr zur gegenwärtigen Lage zu sagen habt. Solchen Diagnosen würden wir natürlich widersprechen. Aber sanfter als unsere linken Freunde. Wir würden uns zum Beispiel an Reinhart Koselleck halten, einen der klügsten Schüler Carl

Schmitts. Koselleck war, anders als sein Lehrer, kein rechter Stratege, sondern ein konservativer Dialektiker. Er wusste Funken aus dem Umstand zu schlagen, dass die »Kritik«, das Prinzip der Aufklärung, und die »Krise«, ein Schlüsselbegriff der Reaktion, beide vom griechischen *krínein* – »unterscheiden« – abstammen. Und weil er, wie alle Dialektiker, Sinn für Humor hatte, gab er dem gemeinten Buch einen Titel, der einfach die Wortfolge einer ursprünglich linken Idee umkehrte. »Krise und Kritik« hätte die Zeitschrift heißen sollen, die Bertolt Brecht und Walter Benjamin leider nur planen, aber nicht mehr verwirklichen konnten. »Kritik und Krise« heißt Kosellecks meisterhafte Dissertation.

Das zweite Bild, von dem wir gesprochen haben, ist dem ersten verwandt. Aber wo die Metapher des Fiebers von Intensivierung zeugt, einer Steigerung unbeantworteter, vielleicht sogar unverstandener Fragen zu starken Affekten und bedrohlichen Lagen, da zeigt sich dieselbe Unentschiedenheit in dem anderen Bild in trügerischer Ruhe. Wir kennen es schon. Es ist die Schlange. Auch dieses Bild wird nicht nur, wie von uns in diesem Buch, zur Markierung der Rechten durch Nicht-Rechte bemüht. Es ist auch ein Schlüsselsymbol der Rechten für sich selbst. Ernst Jünger etwa kommt oft auf Schlangen zu sprechen – und bleibt dabei auf anregende Weise mehrdeutig. Mal erscheint die Schlange als rätselhaftes Traumsymbol, mal als verwandte Naturschönheit, der man nicht zu nahe kommen darf, mal als zerstörerische Kraft, die ebenso anzieht wie erschreckt. Und so ist es auch kein Zufall, dass sich der neurechte Verlag Antaios die Schlange zum Wappentier erkoren hat. Und auch das können wir verstehen. Denn wir finden euch ja schon ein bisschen gefährlich. Und zugleich rätselhaft. So wie ihr euch selbst offenbar auch.

Zumindest hat die Verlegergattin Ellen Kositza das Symbol in diesem Sinn gedeutet. Die Schlange, sagt sie, sei das Tier, das mit jeder Häutung ein anderes wird und sich dabei doch gleich bleibt. Die Verwandlungsfähigkeit der Rechten ist offensichtlich. Das, was gleich bleibt, ihre Identität, ist es nicht. Im Gegenteil, es ist ihr Schlüsselproblem. Aber dieses Problem ist, wie wir gesehen haben, auch unser Problem. Wir werden es vielleicht nicht lösen. Aber wir könnten versuchen, es gemeinsam zu entfalten.

B. Kritik und Selbstkritik

Wie Rechte mit uns reden

Es wäre ein Missverständnis, den Titel unseres Buchs als Aufforderung zu verstehen. Der Ausdruck »mit Rechten reden« ist ein Infinitiv, kein Imperativ. Er benennt eine Tätigkeit, wie »in Vulkane springen«, »tanzen«, »Klapperschlangen anfassen«, »sich küssen«, »Eisenspäne in Wunden reiben«, »vögeln«, »Rasierklingen verschlucken«, »Kinder kriegen« usw. Für all diese Tätigkeiten gilt, was auch für das Reden mit Rechten gilt. Niemand muss es tun. Wir finden nicht, dass man *endlich* mit Rechten reden müsste. Oder *mehr* mit Rechten reden. Jeder einzelne Nicht-Rechte kann es tun oder lassen.

Aber was Rechte und Nicht-Rechte miteinander tun, ist immer schon mehr als eine Frage des persönlichen Umgangs gewesen. Uns verbindet ein politisches Verhältnis, ob wir wollen oder nicht. Rechte und Nicht-Rechte streiten miteinander, ganz gleich, wer sich im Einzelnen daran beteiligt. Der Streit findet statt, direkt und indirekt, im Internet und im Freundeskreis, in Büchern und Zeitungen, in den Parlamenten und Universitäten, auf Podien und in Talkshows. Und er hat sich so sehr verselbständigt, dass es gar nicht mehr in unserer Macht liegt, ihn zu beenden oder die Rechten aus der Arena des Diskurses zu verbannen.

Es geht schon lange nicht mehr um Frage, ob wir mit den Rechten reden sollen, sondern allein darum, wie wir es tun. Noch vor 25 Jahren hätte man sie zur Not ignorieren können. Zumindest lag es nicht nahe, mit ihnen zu reden. Eher wurden sie bestaunt, halb fasziniert, halb entsetzt, wie die Wölfe, die zur gleichen Zeit aus den Wäldern des Ostens zu uns zurückkehrten. Heute stellen sie den Präsidenten der USA, und in Europa scheint bei jeder Wahl nicht nur die Regierung, sondern auch die Welt, wie wir sie kennen, auf dem Spiel zu stehen. (Von der Ruhe um die AfD sollte man sich nicht täuschen lassen, sie bleibt leicht entzündlich; genauso wenig wie vom Pathos Macrons, es könnte ein Strohfeuer sein).

Bevor wir klären, wie wir mit den Rechten reden wollen, müssen wir allerdings begreifen, dass sie schon seit Jahren *mit uns* reden. Vor allem müssen wir begreifen, wie sie es tun. Wir spielen nämlich, ohne dass wir es zu merken scheinen, längst ihr Spiel. Ein Spiel, das uns ein unterlegener Gegner dank einer sehr effektiven Strategie aufgezwungen hat. Um das Kräfteverhältnis von Rechten und Nicht-Rechten wieder ins Lot zu bringen, müssen wir daher etwas tun, was uns eigentlich gar nicht liegt. Wir müssen

eine Gegenstrategie entwickeln. Und dazu müssen wir zuerst verstehen, wie aus einem so schwachen ein so unangenehmer Gegner werden konnte. Und auch wenn es unsere linken Freunde schmerzt, bedeutet das, dass wir das Gleiche tun müssen, was die Rechten schon seit über dreißig Jahren tun, nur mit anderer Absicht. Wir müssen uns dem ideologischen Desaster der Linken widmen.

Der Niedergang der europäischen Linken

Am Anfang der rechten Erfolgsgeschichte steht die Übermacht der Linken. Sie ist nicht Ursache, aber Bedingung für das Comeback der Rechten, das uns heute so mysteriös erscheint. Tief im »rot« genannten Jahrzehnt, in den mittleren siebziger Jahren, waren die Rechten so bedeutungslos geworden, dass sie etwas taten, was ihnen eigentlich gar nicht liegt. Sie begannen nachzudenken. Angesichts ihrer Malaise lag es nahe, sich dabei nicht nur an die Intellektuellen aus den eigenen Reihen zu halten, an Carl Schmitt und Joseph de Maistre zum Beispiel, sondern auch an die des Gegners, schließlich hatte der ja offensichtlich triumphiert. Und das war klug. Denn so machten die Rechten eine Entdeckung, die sie zunächst kaum glauben konnten. Die Stärke der Linken war ein Schein! Alles, was sie auf Seiten des Gegners fanden, war eine gedankliche Armut, die im Kern der eigenen überraschend ähnlich war, und ein sehr interessantes Handbuch für politische Dramaturgie. Und mit beidem wussten sie etwas anzufangen.

Die neue Linke, so stellten die Rechten fest, hatte kaum noch etwas mit der alten zu tun. Sie war mehr Kind des Krieges als der Revolution. Das konnten die Rechten gut verstehen, sie waren ja selbst Kriegskinder. Und sie hatten auch gelernt, dass sich das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen lässt. Der Zweite Weltkrieg hatte mit einem Triumph der Linken geendet. Aber, und das kapierten die Rechten selbst erst jetzt, sie triumphierte in einer Welt, die vom rechten Widerstand gegen die Revolution geformt worden war. Einer Welt aus Freunden und Feinden.

Zwischen 1914 und 1960 hatte sich das Konkurrenzsystem der Großreiche, deren innere Gestalt von ethnischen und sozialen Konflikten geprägt war, in eine Kriegsordnung von Nationalstaaten verwandelt. Und im Zentrum dieser Ordnung lag die Sowjetunion. Sie war aus dem Ersten Weltkrieg hervorgegangen, aber erst im Kampf gegen den Vernichtungswillen der Nazis hatte sie zu sich selbst gefunden. Der größte Krieg der Weltgeschichte hatte aus einer vielfach gespaltenen und zersplitterten Bevölkerung ein Volk von Antifaschisten geschmiedet. Und aus dem Motor der Weltrevolution die erste kommunistische Nation der Erde.

Denn auch der Zusammenbruch der Kolonialreiche hatte ja nicht alte Stämme und Königtümer zum Vorschein gebracht, sondern neue Nationalstaaten, und viele davon unter kommunistischer Flagge.

Das größte Land der Erde, noch 1930 als beispielloses soziales Experiment bestaunt, gefürchtet und bewundert, hatte sich nach dem Krieg zu einer internationalen Schutzmacht gewandelt, die nicht mehr in erster Linie *für* eine neue Gesellschaftsordnung kämpfte, sondern vor allem *gegen* ihre Feinde. In Europa hieß der Feind »Faschismus«, im Rest der Welt »Imperialismus«, und überall natürlich »Kapitalismus« – aber es fehlte nicht an Theorien, die belegten, dass das im Grunde nur verschiedene Namen für dieselbe Sache waren.

Die Linke war immer schon ein kämpferisches Projekt gewesen. Im Stahlbad der Weltkriege hatte sich ihr Charakter jedoch fundamental verändert. Und damit auch der ihres Gegners. Die alte Linke hatte mit Karl Marx noch dialektisch und humanistisch gedacht. Sie kannte nicht nur die Stärken ihres Gegners, sie schätzte sie auch. Sie konnte Nein und Ja sagen. Nein zu den Ausbeutern, ja zu ihrer Bildungsidee. Nein zu den Produktionsverhältnissen, ja zu den Produktionsmitteln der Industriegesellschaft. Nein zum Bürgertum, ja zur Verbürgerlichung der Arbeiterklasse. Die Strategie der alten Linken bestand darin, den Gegner zu bekämpfen und sich dabei dessen Stärke anzueignen. Und genau das machte sie ideologisch stark.

Die neue Linke konnte dagegen nur noch Nein zu ihren Feinden sagen, so wie diese zu ihr. Aus einer Bewegung zur Emanzipation der Arbeiterklasse war eine Partei von Anti-Faschisten, Anti-Imperialisten und Anti-Kapitalisten geworden. Und genau das machte sie ideologisch verwundbar. Denn der geistige Preis für den Sieg war hoch. Um sich in der Welt zu behaupten, hatte die Linke ihre beiden größten Schätze, die Dialektik und den Humanismus, geopfert. Übrig blieb eine entkernte Ideologie, die nur notdürftig verhüllen konnte, wie sehr sie sich ihrem Feind angeglichen hatte. Die Linke dachte im Freund-Feind-Schema. Wie die Rechte. Sie behauptete sich selbst in einer Welt von sich selbst behauptenden Völkern und Nationen. Wie die Rechte. Und dann entdeckte sie auch noch die Unterschiede zwischen den Rassen, Kulturen, Religionen und Geschlechtern, die alle um die eigene Identität kreisen. Wie die Rechte.

Aus einem Gegner, dem die Linke ins Gesicht sehen konnte, war ein Feind geworden, dessen Züge sie fürchten musste, wenn sie selbst in den Spiegel sah. Ein kaum erträglicher Zustand, aus dem nur Selbsterkenntnis, eine Rückkehr zu Marx, und Erneuerung, eine Hinwendung zu Nietzsche und Hannah Arendt, herausgeführt hätten. Aber die Linke entschied sich für den

Selbstbetrug. Statt das Denkschema eines nicht besonders denkstarken Feindes zu kritisieren, fügte sie sich ihm. Und schminkte es mit Moral. Freunde und Feinde verwischte sie zu Opfern und Tätern, die Vielfalt der Rassen, Kulturen, Religionen und Geschlechter unterschied sie nach unterdrückten Schwachen und abzuwehrenden Starken. Freiheit für die Schwachen! Kampf den Starken! Schutz für die Opfer! Kein Fußbreit den Faschisten! Sozialismus oder Barbarei! Wo die Linke früher einerseits Ja, andererseits Nein sagen konnte, da sagte sie nun: I want to have the cake and eat it, too.

Was haben nun die Rechten daraus gemacht, dass die Linke im Kalten Krieg nicht nur so mächtig, sondern auch so ideenlos war wie nie zuvor? Die Frage hätte eigentlich einen dicken Wälzer mit 1968 Fußnoten verdient. Leider kommen wir gerade nicht dazu. Wir werden uns also mit einer Notlösung behelfen müssen. Die eine Möglichkeit bestünde in maximaler Verkürzung der Antwort, die dann lauten würde: für ihre Verhältnisse unverschämt viel. Aber das würde nur neue Fragen aufwerfen.

Daher wählen wir einen anderen Weg. Wir werden Ihnen eine längere Geschichte erzählen, bevor wir im dritten Kapitel dann wieder sachlich werden. Sollten Sie uns, was angesichts der Art dieser Geschichte naheläge, später fragen, ob sie denn auch wahr ist, würden wir Sie zuerst an die zwei Wahrheitsbegriffe der Russen erinnern. Und dann würden wir zurückfragen, wie es denn Ihrer Meinung nach um die Wahrheit von Träumen und Romanen bestellt ist.

Der vierte Mann

Während der Arbeit an diesem Buch standen wir irgendwann vor der Frage, was mit den Wissenslücken zu tun sei, die sich nicht mehr durch weitere Lektüre, sondern nur noch durch interne Informationen würden schließen lassen. Da die Rechten sehr argwöhnisch gegen alle Nicht-Rechten sind und sich darum auf hundert Arten der Verstellung verstehen, wäre es naiv gewesen, sie einfach um Selbstauskunft zu bitten. Es war einem glücklichen Zufall zu verdanken, dass wir im Zuge unserer Recherchen auf einen ehemaligen Rechten stießen, der für erstaunlich wenig Geld bereit war, uns eine faszinierende Innenansicht der Rechten zu bieten. Wenn Sie wüssten, um wen es sich bei diesem Informanten handelt, würden Sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Aber wir dürfen, obwohl er schon seit einiger Zeit tot ist, seine Identität leider nicht preisgeben.

Dass er uns dieses Versprechen abnahm, passte zu einem Menschen, dessen markantester Zug seine Unbestimmtheit war. Er übte keinen Beruf

aus, bekannte sich zu keiner Sache, und sein Körper bot den Anblick eines Menschen, der nur lebte, weil er um keinen Preis sterben wollte. Aus Gründen, über die wir hier ebenfalls schweigen müssen, hegen wir nicht den geringsten Zweifel, dass seine Abwendung von den Rechten unwiderruflich und echt war. Aber er hatte nicht einfach die Seiten gewechselt. Er stand auf keiner mehr. Die Demokratie war ihm egal, vom Verfassungsschutz, für den er auch gearbeitet haben musste, sprach er verächtlich wie eine Hure von ihrem schmutzigsten Freier, und sein Hass auf die Linken hatte sich über die Jahre in stumme Abscheu verwandelt.

Ohne Halt und Richtung im Leben, schien er seinen ganzen Willen einem einzigen Organ unterworfen zu haben: seinem Mund. Mit allem, was er sagte, war dieser Mund darauf aus, anderen Menschen zu schaden, und dafür verlangte er, Wort für Wort entlohnt zu werden. Wann immer wir ihn trafen, redete unser Informant nicht nur ununterbrochen, er aß, trank und rauchte dabei auch ohne jedes Maß. Und das sah man ihm an. Seine Haut war teigig, seine Gesichtsfarbe grau, seine Haare fettig, und seine Äuglein funkelten wie zwei müde Zündsteine, die sich schon sehr lange nach Gas verzehren.

Die Berichte, die er uns erstattete, waren merkwürdig. Fast nie erfuhren wir Genaues von ihm, er drückte sich um die Angabe von Namen, Orten und Ereignissen, lieber sprach er in Andeutungen und Bildern oder verlor sich in ausschweifenden Exkursen, die immer nur mittelbar mit unseren Fragen zu tun hatten. Doch so ratlos uns seine Redeschwälle machten, wenn wir sie über uns ergehen ließen, hinterher merkten wir oft, dass sie uns, wenn auch unklar blieb, wie und warum, auf die richtige Spur gesetzt hatten.

Mochten sie auch zunächst wertlos erscheinen, sie waren immer von einem untrüglichen Instinkt getrieben. Unser Informant kannte die Rechten wie ein Tier das andere. Und auch bei dem Bericht, von dem nun die Rede sein soll, war uns schnell klar, dass einerseits fast nichts an ihm stimmte – und andererseits fast alles. Jedenfalls ergänzte er erstaunlich gut die Erkenntnisse, die wir aus unseren Recherchen gewonnen hatten, ohne sie zu einem Gesamtbild verbinden zu können.

Theatrum sinistrae

Nachdem die Linke im eigenen Bild Züge des Feindes erkannt hatte, so berichtete unser Informant, habe sie ihren Spiegel mit einem großen roten Tuch verhängt. Und dann habe sie ein monumentales Porträt ihrer selbst angefertigt. Quasi aus dem Kopf und gar nicht mal talentlos, aber auf eine sehr präzise Weise falsch.

»Das Bild«, sagte der Informant, »zeigt ein Getümmel von Menschen, die

sich um ein übermenschlich großes Wesen versammelt haben. Die Gesichtszüge dieses Wesens, das in der Mitte des Bildes steht, sind merkwürdig verschwommen, ebenso wie die Konturen seines Körpers. Dass es edel und gut sein muss, ist nur aus dem strahlenden Weiß seines wolkenartigen Kleides zu schließen. Es erinnert an ein Priestergewand. In der Menschenmenge, von der das Wesen umgeben ist, lassen sich, wenn man genauer hinsieht, drei Gruppen ausmachen.

Zu Füßen des edlen Wesens drängen sich Männer und Frauen von unterschiedlicher Hautfarbe. Unscharf gemalt, ist doch der Kontrast zwischen ihren verängstigen Blicken und den leuchtenden Farben ihrer Kleider zu erkennen. Es scheint, als suchten sie Schutz und Hilfe.

Sie sind umringt von einer ähnlich großen Menge überwiegend hellhäutiger Menschen. Ihre schmutzige Kleidung, ihre von Wut verzerrten Gesichter, ihre schreienden Münder und ihre geballten Fäuste haben mehr Kontur als die von ihnen umzingelten Menschen, aber auch sie behalten einen Rest von impressionistischer Unschärfe.

Nur der äußerste Menschenring ist mit detaillierter Sorgfalt gemalt. Er besteht ausschließlich aus Männern, die größer sind als die Menschen vor ihnen, aber deutlich kleiner als das edle Wesen. Ihre Blicke sind frech und feist und kalt und selbstsicher, manche tragen teure Anzüge, manche Lodenjanker und Lederhosen, manche Uniformen, an denen Orden oder Hakenkreuzbinden angebracht sind. Und es scheint, als redeten einige von ihnen auf die wütende Menge ein.

Immer wenn sie wissen will, wer sie ist und was sie in der Welt verloren hat, betrachtet die Linke dieses Bild. Und immer ist sie zunächst irritiert von der fusseligen Unkenntlichkeit des großen Wesens, aber nur solange, bis sie sich in den Anblick der Menschen versenkt hat und dabei die Gefühle entstehen, die ihr sagen, wer sie ist und was sie tun muss. Mitleid mit den guten Schwachen. Hochmut gegen die bösen Schwachen. Ängstliche Wut auf die bösen Starken. Die ersten muss sie beschützen, die zweiten beruhigen und erziehen, die dritten irgendwie in Schach halten.«

Diesen Selbstbetrug der Linken hätten nun, so unser Informant, die Rechten sehr genau analysiert. Und dabei sei ihnen natürlich nicht entgangen, dass er sich in einem Theater abspielt. Er zündete sich eine Zigarette an, nahm einen großen Schluck Bier und lächelte dann auf eine Weise, die offen ließ, ob das, was nun folgen sollte, ihn in diebische Vorfreude versetzte, oder ob er es nicht fassen konnte, dass wir ihn tatsächlich dafür bezahlten.

»Wie in einem Boulevardstück«, fuhr er fort, »ist auf der Bühne nur ein Zimmer zu sehen. In ihm wohnt die Linke. Sie trägt rote Turnschuhe, ein den

ganzen Körper bedeckendes Kleid aus Wattefusseln und einen hellen Schleier, der ihr Gesicht verdeckt. Ihr Geschlecht ist nicht auszumachen, Kleid und Schleier lassen auf eine Frau, Körperbau und Gang auf einen Mann schließen. Das Zimmer ist karg eingerichtet, außer einem Schrank, einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl besteht die Einrichtung aus nur zwei weiteren Gegenständen, die beide an der Rückwand des Zimmers hängen: zur Rechten der rot verhüllte Spiegel, zur Linken das große Selbstporträt.

Das Zimmer kann man durch zwei Türen betreten, die sich an den beiden Seitenwänden befinden. Über jeder Tür ist ein Schild angebracht, auf dem linken steht *Für Opfer*, auf dem rechten *Für Täter*. Die Linke ist immer zuhause, aber sie bekommt sehr viel Besuch. Bei den Gästen, daran lassen Kostüme und Mienen keinen Zweifel, handelt es sich um Vertreter jener Gruppen, die auf dem großen Bild zu sehen sind. Die verängstigten und bunten Menschen treten durch die linke Tür ein, die wütenden, schmutzigen und bösen durch die rechte. In manchen Szenen sind es viele, in manchen wenige, mal kommen sie durch beide Türen, mal nur durch den Opfereingang. Aber es fällt auf, dass die Linke niemals allein mit Besuchern ist, die durch die rechte Tür kommen.

Wer auch immer sie besucht und was auch immer geschieht, die Linke weiß, was zu tun ist. Alle Besucher, die durch die Opfertür eintreten, werden von ihr sehr freundlich empfangen. Wenn sie auffällig bekleidet sind, Männer mit einem Turban etwa oder Frauen mit einem Kopftuch, breitet die Linke zur Begrüßung ihre Arme aus, lächelt aufmunternd und kann dann sehr genau unterscheiden, wem sie zum Gruß die Hand entbietet und bei wem sie es bei einer angedeuteten Verbeugung belässt. Männer mit Kippa, deren Angehörige, dunkelhäutige Menschen und gleichgeschlechtliche Paare umarmt die Linke lange und innig. All diese Gäste scheinen sie zu faszinieren, oft unterhält sie sich über Stunden angeregt und intensiv mit ihnen. Doch die meisten Besucher kommen gar nicht zum Reden, sondern nur, um etwas abzuholen, in der Regel Geld, manchmal aber auch Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Sie sind ungeschickt, aber ordentlich gekleidet, und immer warten sie höflich, bis die vielbeschäftigte Linke Zeit hat, in ihren Wattefusseln nach ein paar Scheinen zu suchen, oder im Schrank nach einem Fernseher, einem Streichinstrument oder einer Mikrowelle.«

Unser Informant machte eine längere Pause. Es schien ihn zu amüsieren, dass sein Bericht uns bisher offensichtlich vor Rätsel stellte. Er verlangte nach neuen Zigaretten. Als Leo sie ihm besorgt hatte, zündete er sich eine an und fuhr fort:

»Nun wäre das natürlich ein unfassbar langweiliges Stück, gäbe es da nicht

noch die rechte Tür. Durch sie dringen oft Gruppen schmutziger und wütender Menschen ein, und zwar immer dann, wenn gerade faszinierende Gäste zu Besuch sind. Sie wollen nur stören, das merkt man an den Parolen, die sie rufen:

›Geht zurück, wo ihr hergekommen seid!‹

›Deutschland den Deutschen! Ausländer raus!‹

›Schwanzlutscher!‹

›Asylbetrüger!‹

›Es war nicht alles schlecht unter Hitler!‹

›Frauen an den Herd!‹

Und immer wieder:

›Die Linke hat uns verraten!‹

Aber wer glaubt, die Linke ließe sich das bieten, hat sich getäuscht. So nett sie sonst ist, sie kann auch anders. ›Ich dulde in meinem Zimmer keinen Rassismus und keinen Antisemitismus‹, sagt sie ganz ruhig, aber bestimmt, ›und auch keine Homophobie, keinen Sexismus und keine Islamophobie. Ich dulde überhaupt keinen Hass!‹ Die meisten Störenfriede lachen nur höhnisch und verschwinden wieder. Aber manche scheinen die Worte der Linken nachdenklich gemacht zu haben. Sie beruhigen sich und sprechen plötzlich ganz anders, eher fragend. Darauf scheint die Linke vorbereitet. Sie ist gar nicht ärgerlich und bittet den ungebetenen Gast zum Gespräch. Dabei versteht sie es sehr geschickt, abwechselnd verständnisvoll und streng zu reden, wie ein guter Lehrer. Und wenn der schmutzige Mensch sich am Ende einsichtig zeigt, dann freut sich die Linke. Sie gibt ihm die Hand, überreicht ihm einen Kamm und ein Stück Seife und geleitet ihn zur Opfertür.

›Auf Wiedersehen‹, rufen die faszinierenden Gäste, ›wie schön, dass du Vernunft angenommen hast! Bis bald!‹

Etwas anderes ist es mit den Männern in Anzügen und Uniformen, den Geschäftemachern, Generälen und Nazis. Die Linke weiß, dass sie immer schon für die gute Sache verloren waren und daher äußerst gefährlich sind. Wenn einer oder mehrere von ihnen zur rechten Tür eintreten, springt sie auf, stellt sie sich ihnen in den Weg und ruft: ›No pasarán!‹ Wie auf Befehl stürmt daraufhin eine Schar Jugendlicher zur Opfertür herein und reiht sich hinter der Linken auf. Meist bläst dann einer der bösen Männer auf einer Trillerpfeife, worauf eine ähnlich große Schar schmutziger und wütender Männer zur rechten Tür in das Zimmer eindringt.

Die faszinierenden Besucher scheinen verängstigt, einige von ihnen halten sich aneinander fest, andere aber stellen sich mutig hinter die Linke. Oft kommt es nun zum Handgemenge, an dem sich besonders die Männer mit Hakenkreuzbinde auf eklig aggressive, ja gewalttätige Weise beteiligen.

Manchmal fällt sogar ein Schuss, bei dem immer ein Kippaträger am Oberarm verletzt wird. Der Verband, den die Linke ihm dann anlegt, ist so geschickt mit Theaterblut präpariert, dass er aussieht wie eine Rot-Kreuz-Binde. ›Unser Kreuz hat keinen Haken!‹, ruft dann ein junger Mann aus dem Getümmel und alle jubeln. Am Ende schaffen es die Linke und ihre Freunde aber immer, die Eindringlinge zu vertreiben.«

Man müsse wissen, fügte der Informant ein, dass das Stück niemals aufhört. Die Zuschauer kämen und gingen, aber der Saal sei Tag und Nacht gefüllt.

»Das Publikum«, fuhr er fort, »findet die Linke klasse, weil es selbst *irgendwie links* ist, aber niemals die Ausdauer und die Kraft hätte, ständig so viel Gutes und Relevantes zu tun. Und dann sind da ja noch die Konzerte. Die Linke ist nämlich mit vielen tollen Bands und Liedermachern befreundet. Jeden Samstag kommen sie auf die Bühne und heizen dem Publikum so richtig ein. Für alle Altersklassen ist etwas dabei. Für die Greise greift die Linke sogar selbst zur Gitarre, um ein Lied aus alten Zeiten anzustimmen: ›Unser Blut‹, singt sie, und viele Zuschauer singen mit, ›sei nicht mehr der Raben, nicht der mächt'gen Geier Fraß! Erst wenn wir sie vertrieben haben, dann scheint die Sonn' ohn' Unterlass‹. Für die jüngeren Alten und die Junggebliebenen sind die grauhaarigen Liedermacher zuständig. Irre, wie da die Zuschauer abgehen, wenn sie hundertkehlig ›Kinder an die Macht!‹ mitsingen, oder ›Freeiheit, Freeeiheit, ist die einzige, die fehlt‹, oder ›Mach dich stark und misch dich ein, zeig' es diesem dummen Schwein: Sage nein‹.

Ein Lied aber lieben die Zuschauer so sehr, dass sie es oft lauthals fordern, und wenn es endlich erklingt, lauschen sie andächtig und schwenken ihre Feuerzeuge. Es heißt *Die Weiße Rose* und handelt von jungen Menschen, die mit ihrem Leben dafür bezahlten, dass sie in dunkler Zeit der Stimme ihres Gewissens gefolgt waren: ›Ihr wärt hier so wichtig, Sophie und Hans, Alexander und all die andern, eure Schlichtheit und euer Mut, euer Gottvertrauen – ach, tät' das gut!‹ Da müssen viele Zuschauer weinen, und sie würden das Theater sicher ganz melancholisch verlassen, wenn am Ende nicht noch zwei echte Kracher kämen. ›Und so steht ihr da in euerm kurzen Hemd‹, schreit der Sänger einer sehr lauten und sehr wilden, doch zugleich angenehm sanftmütigen und heftig junggebliebenen Punkband, ›im Gegenwind der Zeit, haltet euch nur stumpf an gestern fest, im Gegenwind der Zeit, im Gegenwind der Zeit.‹ Und zum Abschluss fassen sich alle, die Zuschauer im Saal, die Linke und ihre Musikerfreunde auf der Bühne, an den Händen und singen ›Freude schöner Götterfunken‹. An solchen Abenden spüren all jene, die irgendwie links sind, wofür es sich zu leben lohnt.

Man sieht, die Linke führt in ihrem Zimmer ein bewegtes Leben. Jedenfalls

ist sie am Ende des Tages immer fix und fertig. Aber wie erschöpft auch immer, die ruhigen Stunden, in denen sie abends mit sich allein ist, sind ihr heilig. Jeden Tag beendet sie auf die gleiche Weise. Es ist ein Ritual. Sie verriegelt die Türen. Öffnet eine Flasche Rotwein. Zieht den Stuhl vor die Wand. Setzt sich hin, atmet tief durch, nimmt einen Schluck Wein. Und versinkt im Anblick des großen Bildes. Dann legt sie sich zu Bett.«

Unerwartete Gäste

Das Berichten, sagte der Informant, mache ihn immer hungrig. Er verlangte nach einer warmen Mahlzeit. Zorn bereitete ihm zwei Dosen Ravioli mit Pizzakäse zu, die der Informant in atemberaubender Geschwindigkeit vertilgte, bevor er sich ein mitgebrachtes Fläschchen Underberg in den Rachen kippte und eine Zigarette anzündete. Er komme nun zum Kern seines Berichts. Denn im Publikum, müssten wir wissen, hätten immer häufiger die Rechten gesessen.

»Dort haben sie«, fuhr er fort, »dem Treiben der Linken mit einer Mischung aus Bewunderung und Verachtung zugesehen. Und mit großen Interesse. Dass mit den Nazis kein Staat zu machen ist, hatten sie längst kapiert. Sie leugneten Auschwitz nicht mehr und fanden nur, man solle endlich auch die deutschen Opfer und die deutsche Last der Auschwitzschuld würdigen. Krieg und Rassismus hatten sie abgeschworen, seit einiger Zeit redeten sie sogar von einem friedlichen Pluralismus der Völker. Auch waren sie angeblich gar nicht mehr für den autoritären Staat, sondern nur noch gegen die Elitenherrschaft.

Außer ein paar ewig Pubertierenden und gelegentlich einem Schriftsteller oder einem Professor, der nun irgendwie deutsch fühlte statt irgendwie links, interessierte das aber keine Sau. Doch nun wussten die Rechten endlich, was ihnen zum Durchbruch fehlte: das Theater. Über ihre eigenen Talente machten sie sich allerdings keine Illusionen, dramaturgisch hätten sie mit der Linken niemals mithalten können. Aber je häufiger sie ihr Theater besuchten, desto deutlicher erkannten sie, dass die Inszenierungen der Linken bei aller Raffinesse eine Schwachstelle besaßen. Sie waren vorhersehbar, weil sie auf erwartbare Effekte zielten. Mit einem Wort: Sie waren störanfällig. Und plötzlich kam den Rechten eine Idee.«

Hier musste der Informant lachen. Als wir ihn fragend ansahen, sagte er, wir würden es gleich verstehen.

»Verkleidet als schmutziger, wütender Mann«, fuhr er fort, »mischt sich eines Tages ein Rechter unter die Schauspieler. Während Täter und Opfer in ein wildes Bühnengetümmel verstrickt sind, schlüpft er unbemerkt in den

Schrank. In der Nacht, als die Linke tief schläft, klettert er hinaus. Er geht zum Spiegel, hängt das Tuch ab und verstaut es im Schrank, aus dem er dafür etwas anderes herausholt. Eine schwarze SS-Uniform. Er zieht sie an, streicht die rote Hakenkreuzbinde glatt und rückt die Totenkopfmütze zurecht. Dann zieht er den Stuhl ans Bett, setzt sich, schlägt die Beine übereinander, raucht eine Zigarette und wartet.

Als die Linke schließlich erwacht und den Gast erblickt, springt sie mit einem Schrei des Entsetzens aus dem Bett. Sie rennt in die linke Zimmerecke. Sie kauert am Boden. Sie starrt den Rechten in der SS-Uniform ungläubig an. Nach einer Weile steht der ungebetene Gast auf und geht in die entgegengesetzte Richtung zum Tätereingang.

›Wenn Sie so freundlich sein wollen, mir aufzuschließen‹.

Die Linke steht auf, geht aber nicht auf den Rechten zu, sondern bleibt auf ihrer Seite. Sie schiebt sich an der Wand entlang zum Opfereingang, holt aus einer Wattefussel ihren Schlüssel, öffnet mit zitternder Hand die Tür und kehrt schnell wieder zurück in ihre Ecke. Der SS-Offizier lächelt. Er schlendert von der Tätertür über die Bühne zur Opfertür. Bevor er das Zimmer verlässt, hebt er den rechten Arm und winkt. ›Habe die Ehre. Oder wenn Ihnen das lieber ist: auf Wiedersehen‹, sagt er und geht ab.

Eilig verschließt die Linke hinter ihm die Tür. Allen ist klar, wo sie nun hinwill. Tatsächlich, sie schleppt sich, nachdem sie vorsichtshalber noch einmal kontrolliert hat, ob der Tätereingang auch wirklich verschlossen ist, zu ihrem Bild. Wie ein Verdurstender zum rettenden Brunnen. Und da sieht sie, plötzlich ist gar kein Wort, überraschend auch nicht, nein: überfallartig sieht sie sich selbst im unverhängten Spiegel. Einen Moment lang steht sie wie versteinert da.«

Was nun passierte, sagte der Informant, habe den Zuschauern das Blut in den Adern gefrieren lassen. Er sei an diesem Abend, wie oft, selbst im Theater gewesen und könne sich an kein ähnliches Ereignis auf dieser Bühne erinnern.

»Die Linke«, fuhr er fort, »rennt zu ihrem Schrank, na klar, denken alle, sie sucht das Tuch, aber nein, sie baut hektisch eine Musikanlage mit riesigen Boxen auf, an der sie herumfingert, bis ein ohrenbetäubender Lärm erschallt. Erst nach ein paar Sekunden kapiert das Publikum, dass das Musik sein soll. Rasendes Schlagzeug. Mindestens drei E-Gitarren. Alle Regler am Anschlag. Im Hintergrund grölt eine heisere Todesstimme unverständliche Worte. Wie im Wahn rast die Linke über die Bühne, schlägt mit dem Kopf an die Wand, rupft sich Wattefusseln aus ihrem Kleid, schleudert alle Glieder von sich. So schlagartig wie die Musik begonnen hat, verstummt sie wieder. Totenstille. Dann ein lauter Knall, gefolgt vom Ladegeräusch eines Repetiergewehrs und

dem Klang einer Patronenhülse auf Beton.

Die Linke schreit: » No pasarán! No pasarán!«.

Pause. Dann wieder. Knall, Repetiergeräusch, klirrendes Metall.

Die Linke schreit: »Schturm Berlina! Schturm Berlina!«

Pause. Noch einmal.

Die Linke schreit: »Ein Schwein, kein Mensch! Ein Schwein, kein Mensch!«

Vor jedem Schrei zuckt sie zusammen, als wäre sie von einer Kugel getroffen, geht noch in derselben Bewegung leicht in die Knie und wirft dann Kopf, Oberkörper und Arme nach hinten.«

Er hätte schwören können, so der Informant, dass in diesem Augenblick ein Hauch von Sherry in der Luft lag, aber vermutlich habe er sich das nur eingebildet.

»Eine Weile«, fuhr er fort, »taumelt die Linke verloren in ihrem Zimmer herum, dann geht sie zum Schrank, holt das Tuch heraus, verhüllt den Spiegel wieder, legt sich ins Bett und zieht die Decke weit über den Kopf.«

Bevor im Saal, sagte der Informant, das übliche Gemurmel ausgebrochen sei, habe das Publikum lange geschwiegen. Bis auf ein paar Zuschauer, die leise, aber hämisch gelacht hätten. Es sei das erste Mal gewesen, dass man im Zuschauersaal nicht einheitlich auf das Bühnengeschehen reagiert habe.

»Am nächsten Tag«, fuhr er fort, »scheint zunächst alles wie immer. Ein paar faszinierende Gäste kommen zu Besuch, ein paar Geschenkeabholer, ein paar Störenfriede, ein paar Uniformierte. Doch das Handgemenge, das sich bald entwickelt, nimmt nicht den gewohnten Verlauf. Zur Überraschung des Publikums strömen durch beide Eingänge weitere Schauspieler. Sie sehen zum Teil vertraut aus, zum Teil weichen ihre Kostüme aber auch geringfügig vom üblichen Erscheinungsbild ab.

Einige der bösen Männer tragen uniformartige Kleidung, aber ohne politische oder militärische Abzeichen. Einige der wütenden Täter, die sie unterstützen, wirken sauber und adrett. Einige der faszinierenden Opfer dagegen schmutzig und ungepflegt. Und dann läuft da noch ein zwergenhafter Mann herum, den die Zuschauer noch nie gesehen haben. Er trägt eine HJ-Uniform. Sie wissen nicht, dass es ein Rechter ist, der sich unter die Schauspieler gemischt hat, genau wie alle anderen Männer und Frauen, deren Erscheinungsbild vom sonst üblichen abweicht. Wüssten sie es, würden sie auch verstehen, warum sich diese ›Schauspieler‹ so anders verhalten, als man es von ihnen erwarten würde.

In kürzester Zeit entsteht ein Durcheinander, in dem sich niemand mehr auskennt. Das Geschehen auf der Bühne ist so unübersichtlich, dass alle Rollen in Anführungszeichen zu stehen scheinen. ›Wütende Männer‹ rempeln ›wütende Frauen‹ an, ein ›General‹ umarmt einen ›Moslem‹, ein ›sauberer

Mann mit Geige‹ bespuckt ein ›lesbisches Paar‹. Die Linke weiß gar nicht, wo sie zuerst eingreifen soll. Sie rast über die Bühne, mahnt, droht, erteilt Anweisungen, versucht die Streitenden zu trennen. Am Bühnenrand prügelt ein ›Turbanträger‹ auf einen ›Juden‹ ein, der ›Hitlerjunge‹ wirft sich dazwischen, und nun scheinen alle drei miteinander zu ringen.

Als die Linke das sieht, eilt sie herbei, reißt den HJ-Zwerg heraus und hält ihn fest umklammert. Da stürzt sich der ›Jude‹ auf sie und beißt sie in den Nacken. Die Linke schüttelt ihn ab und schlägt ihm wie von Sinnen mit der Faust ins Gesicht, ohne dass dieser Gegenwehr leistet. Er fällt. Die Linke wankt. Sie starrt auf den ›Juden‹, dem Blut aus der Nase läuft.

Unterdessen haben drei Männer in schwarzen Ledermänteln und hohen Stiefeln die Bühne betreten. Wie auf einen stummen Befehl hin bildet sich im Handgemenge eine Art Rettungsgasse, durch die zwei von ihnen zum blutenden ›Juden‹ eilen, um ihm auf die Beine zu helfen, während der dritte zum Spiegel geht. Er nimmt das rote Tuch ab, hält es vor seinen Körper und beginnt mit ihm wie ein Matador zu wedeln, während er sich herausfordernd vor der Linken aufbaut.

Die Linke rast. Gesenkten Hauptes. Auf ihn zu. Der Schwarzmantel weicht aus, die Linke knallt mit dem Kopf gegen die Tischkante. ›Olé! Olé‹, rufen einige der falschen Schauspieler. Dann lässt er das Tuch fallen und kramt dafür etwas anderes aus seiner Tasche. Eine Hakenkreuzfahne. Er entfaltet sie, um sie mit gereckten Armen vor sich auszubreiten. Dann zündet er sie an. Als die Flammen zu schlagen beginnen, wirft er die Fahne auf den Boden, legt das rote Tuch dazu und spuckt ins Feuer.

Auf ein Zeichen hin wirft auch der ›Hitlerjunge‹ seine Hakenkreuzbinde ins Feuer. Dann verlässt der Zwerg die Bühne, um kurz darauf in einem neuen Kostüm wiederzukommen: am Körper ein luftiges Sommerkleid, in der Hand eine Plastiktüte. Er überreicht sie dem Schwarzmantel, der eine dunkelhaarige Perücke und eine Augenklappe herausholt. Er zieht die Klappe über das linke Auge, setzt sich die Perücke auf, streicht das glatte, knapp schulterlange Haar zur Seite, bis ein scharfer Linksscheitel entstanden ist, und befestigt es mit einer Spange. Dann stellt er sich breitbeinig auf, eine Hand in die Hüfte, die andere auf den blutenden ›Juden‹ zeigend, und skandiert: ›Die Linke ist ein Naa-zi – Wiider-stand!‹ Alle Rechten stimmen ein: ›Die Linke ist ein Naa-zi – Wiider-stand! Die Linke ist ein Naa-zi – Wiider-stand!‹«

Die Anspielung auf Sophie Scholl und Stauffenberg, so der Informant, hätten die meisten Zuschauer vermutlich nicht verstanden, trotzdem seien sie aus dem Häuschen gewesen. Wer es nicht gesehen habe, mache sich keine Begriffe davon, wie lustig und zugleich gemein der Schwarzmantel

ausgesehen habe.

»Die echten Schauspieler«, fuhr er fort, »haben die Bühne längst verlassen, nun gehen auch die falschen. Das Zimmer sieht verwüstet aus. Die Asche des Feuers qualmt. Ein Turban liegt entrollt auf dem Boden, umgeben von mehreren Kippas und einem Kopftuch. Der Tisch ist umgekippt, neben ihm liegt ein roter Turnschuh, das Zimmer ist übersät mit Wattefetzen. Die Linke, die immer noch benommen am Boden sitzt, fasst sich mit beiden Händen unter den blutverschmierten Schleier. Es scheint, als weine sie. Die Zuschauer spenden ihr aufmunternden Applaus, aber nicht alle. Einige tuscheln auch und lachen. Es scheint, als hätten sie erst zum ersten Mal gemerkt, wie unterhaltsam Theater sein kann.«

Ein Männlein steht im Walde

Allein von diesem über alle Maßen gelungenen Bubenstreich, so der Informant, hätten die Rechten sicher noch ihren Enkeln erzählt. Aber dann sei etwas geschehen, womit sie selbst im Traum nicht gerechnet hätten.

»Nachdem die Linke sich einigermaßen beruhigt zu haben scheint«, fuhr er fort, »steht sie auf, hinkt sie zum Schrank, vergewissert sich, dass niemand darin versteckt ist, verdeckt den Spiegel mit einem neuen roten Tuch und lässt sich dann vor dem Bild nieder, das sie sehr lange reglos betrachtet. Und dabei schläft sie wieder ein. Der Schlaf wird ihr guttun, scheinen die Zuschauer zu denken, nur Mut, morgen sieht die Welt schon wieder anders aus.

Wenn doch die Linke in ihrer Erschöpfung nur nicht vergessen hätte, die Türen zu verriegeln! Nach einiger Zeit nämlich, es dämmert bereits, öffnet sich ganz langsam die Tür des Opfereingangs. Ein Männlein steckt den Kopf herein, schaut sich um und schleicht zum Bühnenrand, wo es sich in Positur bringt. Sein Gesicht ist reglos, aber nicht entspannt, im Gegenteil, es sieht aus wie schockgefrorene Panik. Über dem schiefen Mund sitzt ein Schnurrbart, eher Hitler als Nietzsche, doch insgesamt unverdächtig. An seinem Körper hängt ein schlaffer Anzug, der gut zu dem SPD-Abzeichen am Revers passt.

Während die Linke im Hintergrund tief atmend vor ihrem Bild schläft, setzt sich das Männlein eine Lesebrille auf, holt aus der Jackentasche einen Zettel, entfaltet ihn umständlich und beginnt, etwas abzulesen. Es ist eine Liste. Jede Zeile gleich, immer die Beschreibung eines Menschentyps, dann eine Zahl. In den Beschreibungen kann das Publikum unschwer viele der exotischen Besucher wiedererkennen, die tagsüber zur Linken kommen. Die Zahlen liegen alle knapp unter 100. Dann faltet das Männlein den Zettel

wieder zusammen, steckt ihn die Tasche und sagt:

›Bei den genannten Personengruppen handelt es sich um Fremde. Raumfremde und Kulturfremde, die unser Land bevölkern wollen. Die Zahlen beziffern ihren Intelligenzquotienten. Ohne Ausnahme unterdurchschnittlich‹. Es versucht zu lächeln, was auf eine fast anrührende Weise misslingt.

›Ich will Ihnen klarmachen, was das bedeutet.‹

Das Männlein räuspert sich und holt Luft. Es stockt kurz, dann exklamiert es:

›Überallngipfelnisruh!

Inallnwipfelnschpüresdu!

Kaumeinhauch!

Dievögleinschweignimwalde!

Wartenurbalde!

Ruhesduauch!‹

Es starrt ins Publikum.

›Das ist Goethe!‹ ruft das Männlein. ›Einhundertfünfundachtzig! Unser größtes Genie! Wir dürfen nicht zulassen, dass man diese Werte vernichtet!‹

Dann hastet es zum Täterausgang, aber bevor es die Bühne verlässt, dreht es sich noch einmal zum Publikum um. ›Deutschland den Leistungsträgern! Dummköpfe raus‹, ruft das Männlein und klopft mit der rechten Faust auf sein Parteiabzeichen. Dann verschwindet es.«

Eine Weile lang, so der Informant, sei es ganz ruhig gewesen. Doch dann habe sich das Publikum geregt. Und wie!

»Erst«, fuhr er fort, »sind es nur vereinzelte Stimmen, aber bald schreien die einen, und die anderen schreien zurück. Immer mehr, immer lauter, bis es am Ende klingt wie ein antiker Wechselchor.

›Genau! Deutschland den Leistungsträgern! Dummköpfe raus!‹

›Niemals! Keinen Fußbreit den Faschisten! Nazis raus!‹

›Er ist kein Nazi!‹

›Doch! Der Schoß ist fruchtbar noch! Aus dem das kroch!‹

›Selber Schoß! Schwanzlutscher!‹

›Sexist! Nazi!‹

›Die Linke ist ein Naa-zi – Widerstand!‹

›Die In-terna-tio-nahaale er-kämpft das Men-schen-recht!‹

›Die Welt ist bunt und bööse! Die Welt ist bunt und bööse!‹

›Zeigt’s dem Schwein: Sagt nein!‹

›Hurra, hurra, sagt Ja zum Nein!‹

Der Lärm hat die Linke geweckt. Sie schaut sich um und wankt zum Bühnenrand. Als sie das neuerliche Chaos im Zuschauersaal, bemerkt, sinkt

sie mit einem lauten Schrei in Ohnmacht. Nun bricht Tumult im Publikum aus, die Zuschauer fallen übereinander her. Hilfeschreie ertönen.

›Polizei!‹

›Saalschutz!‹

›Sanitäter!‹

›SA!‹

Aber es kommt keine Hilfe. Stattdessen stürmen ein paar junge Männer auf die Bühne.«

Das ist Sparta!

Wieder lächelte der Informant so genüsslich wie zu Beginn. Und wieder wussten wir nicht, ob es unserer Naivität galt oder dem, was nun folgen würde. Jedenfalls warteten wir gespannt auf den Fortgang des Berichts. Aber dazu kam es erst einmal nicht. Er würde, sagte der Informant, sterben für einen anständigen White Russian auf Eis. Ob wir ihm vielleicht einen zubereiten könnten. Steinbeis stand seufzend auf, verzog sich in die Küche und kam nach einer Weile mit einem Whiskyglas voll dunkelbrauner Flüssigkeit wieder, auf der eine Schicht Weißes schwamm. Der Informant zog den ersten Schluck mit einem undefinierbaren Geräusch durch die Zähne, atmete ein laut hörbares »Aaaah« aus, zündete sich eine weitere Zigarette an, dann fuhr er fort:

»Die jungen Männer tragen kurze Wildlederhosen und uringelbe T-Shirts, auf die groß und schwarz der griechische Buchstabe Lambda gedruckt ist, was extrem lächerlich aussieht, aber sie sind so gut gebaut, ihre Nacken so scharf ausrasiert und ihre Mienen so bübisch keck, dass viele Zuschauer sie trotz ihrer bescheuerten Aufmachung am liebsten sofort anknabbern würden. ›Martin, ich will ein Kind von Dir!‹, kreischt eine Frau im Publikum, offenbar hat sie einen der Jungs erkannt. ›Nimm mich! Ich will nur Sex!‹, schreit darauf ein Mann in gespielter Ekstase, was mit lautem Lachen, Pfiffen und Gejohle quittiert wird.

Die Jungs tragen Schilder an Holzstöcken, auf denen Porträts von Helmut Schmidt, Franz-Josef Strauß, Charles de Gaulle, Herbert Wehner und Wladimir Putin zu sehen sind und skandieren: ›Frei-heit für das Volk, Pluralismus für die Völ-ker! Mehr Volksherr-schaft wagen, Eli-ten schla-gen!‹ Der Hübscheste von ihnen trägt eine lange Leiter, die er nun gegen den Bühnenrahmen lehnt. Er klettert hinauf, bis zu der Stelle, an der in großen goldenen Holzbuchstaben die Worte *THEATRUM SINISTRAE* stehen. Der hübsche Bube entrollt ein Plakat und befestigt es über dem Schriftzug. AUSNAHMEZUSTAND steht darauf.

Dann ruft er ins Publikum: ›Geht's raus und spielt's es nach! Leistet Widerstand! Und wenn ihr das Wattewesen auch so hasst wie wir – kleine Wahlempfehlung: AfD! Pisspartei! Le Pen! Trump! FPÖ! Servus, ihr schiachen Zipfi‹. Dann zieht er seine Lederhose runter, hebt das T-Shirt und pinkelt unter wildem Zuschauerlärm, aus dem Begeisterung und Verzweiflung, Wut, Lust und Entsetzen klingt, hinab auf den reglosen Körper der Linken. Rhythmisch klatschend und skandierend verschwinden die Jungs danach von der Bühne. ›Frei-heit für das Volk, Plura-lismus für die Völ-ker! Mehr Volksherr-schaft wa-gen, Eli-ten schla-gen!‹.

Der Vorhang fällt. Das Publikum stürmt hinaus. Es dauert keine Minute, bis der Saal sich geleert hat. Von der Decke baumeln zwei durchgebrannte Scheinwerfer. Die Linke liegt immer noch am Bühnenrand, der Schleier blutig, das Wattekleid von gelben Flecken überzogen. Es stinkt nach verschmortem Plastik und Urin. Nur ein Zuschauer ist geblieben. Er sitzt in einer Loge und kann gar nicht aufhören zu kichern. Wer ist das? Ganz interessanter Typ eigentlich, auch wenn er in letzter Zeit ein ziemliches Arschloch geworden ist. Ihre linken Freunde mochten ihn allerdings noch nie. Kleiner Tipp: Ihm gehört das Theater.«

Niemals zuvor, schloss der Informant seinen Bericht, habe er die Rechten in so ausgelassener Stimmung erlebt wie an diesem Abend, als sie bei Bier und Schweinebraten bis tief in die Nacht zusammengesessen und darüber beraten hätten, welche Schlüsse aus dem unerwarteten Erfolg ihres Bubenstücks zu ziehen wären.

Ideen aus der Leihbücherei

Wir haben diesen Bericht sehr ernst genommen. Die Rechte, sagte er uns, lebt in der Welt der Linken, um sie zu zerstören. Wenn die Linke eine halbe Revolution macht, dann gibt sich die Rechte reaktionär. Wenn die Linke ernst macht mit der Revolution, dann stürzt die Rechte die Welt in einen Bürgerkrieg. Wenn die Linke alle, die irgendwie links sind, mit ihrem Theater bei Laune hält, dann verdirbt die Rechte ihr das Spiel. Und wenn die Linke nur noch ein Schatten im Schein ihrer letzten Kerze ist, dann sagt die Rechte danke schön und bläst sie aus.

Ohne die Linke ist die Rechte nichts. Aus eigener Kraft vermag sie nichts, weder in Gedanken noch im Sein. Die Rechte ist Wille zur Macht ohne Kraft zur Gestalt. All ihre Mittel hat sie der Linken gestohlen, während diese mit sich selbst beschäftigt war. Mussolini imitierte Lenin vor dem Spiegel, als Noske auf Arbeiter schießen ließ; Goebbels studierte Eisenstein, als Adorno und Horkheimer zum Institutsfasching in SA-Uniformen erschienen; und als

Andreas Baader mit Knarre und Tigerunterhose über die deutsche Autobahn raste, las Alain de Benoist mit roten Ohren Antonio Gramsci und Guy Debord.

Die Rechte ist der Albtraum der Linken. Und dieser Albtraum enthält viel Wahres – über beide. Darum sind unsere linken Freunde in der Auseinandersetzung mit der Rechten die falschen Ratgeber. Wir sagen das ohne jeden Hohn. Ganz im Gegenteil, wenn die Linke leidet, leiden wir mit. Nur weil wir uns anderen Zielen verschrieben haben, ist uns ihr Projekt ja nicht egal.

Wie könnte es uns egal sein, wenn Menschen Not leiden? Wenn Arbeitskraft ausgebeutet wird? Wenn Angehörige bestimmter Schichten oder Religionen, Menschen anderer Herkunft oder Hautfarbe, Frauen oder Homosexuelle diskriminiert werden? Die Ziele der Linken waren immer schon richtig, so wie ihr Hang zur Selbstgerechtigkeit immer schon fatal war. Wir sind nicht-linke Humanisten und nicht-linke Dialektiker. Darum liegt uns die Linke am Herzen. Und darum macht es uns auch fassungslos, dass sie ihr einst so überlegenes Denken durch moralischen Eifer ersetzt hat – von dem wir uns haben einlullen lassen. Wir haben eine rote Schleife um das Weiße Haus gebunden und es Donald Trump geschenkt.

C. Das abenteuerliche Herz

Wie mit Rechten reden?

Dass der ehemals rechte Informant im Kongo gewesen war, erfuhren wir erst durch den Anruf aus der Tropenklinik. Unser Bekannter, so die Ärztin am Telefon, befinde sich in einem äußerst kritischen Zustand. Am Morgen habe er hoch fiebernd nach unserem Besuch verlangt – und sie außerdem beschworen, zu seiner Sicherheit niemanden sonst zu kontaktieren. Gefragt, wovor er sich denn fürchte, habe er zum Fenster gezeigt und geflüstert: »Schwarze Soldaten. Ganz nah. Unser Tod kommt im Juni«.

In ungemütlicher Stimmung fuhren wir noch am selben Tag, dem 30. Juni, ins Krankenhaus, wo der Bericht der Ärztin uns keineswegs beruhigte. Medizinisch, sagte sie, sei der Fall klar, alles andere aber einigermaßen mysteriös.

»Ihr Bekannter leidet an einem sogenannten Schwarzwasserfieber, einer hochgefährlichen Komplikation, die sich aus einer mit Chinin behandelten Malaria entwickeln kann. Als die Laborbefunde vorlagen, aus denen sich diese Diagnose ergab, konnten wir den Patienten aber schon nicht mehr darüber informieren. Er delirierte und nahm uns kaum wahr. Umso erstaunlicher, dass wir auf seinem Nachttisch einen an mich adressierten Briefumschlag fanden, der« – sie griff in die Tasche ihres Kittels – »dieses Stück Papier enthielt. Er muss es beschrieben haben, als er noch bei Bewusstsein war«.

Sie las vor:

Daß es noch Wildnisse gab, die nie ein Fuß beschritten hatte: dies zu wissen, bedeutete für mich ein großes Glück. Mit grimmiger Freude las ich, daß Schwarzwasserfieber und Schlafkrankheit den Ankommenden schon an der Küste erwarteten und hohe Opfer forderten. Es schien mir billig, daß der Tod seinen Gürtel zog um ein nur für Männer geschaffenes Land und schon an seinen Pforten jeden zurückschreckte, der nicht ganz entschlossen war. Abbildungen jedoch vom Bau zentralafrikanischer Bahnen oder eine gelegentliche Notiz in der Zeitung über ein gegen den Stich der Tsetsefliege erfundenes Serum pflegten meine Entrüstung zu erwecken; solche Siege des Fortschritts über die Mächte der Natur verstimmten mich sehr.

»Können Sie sich einen Reim darauf machen?«, fragte die Ärztin.

»Noch nicht«, sagte Zorn. »Jedenfalls ist der Text nicht von ihm. Dürfte Ernst Jünger sein«. Leo nickte. Steinbeis tippte etwas in sein Handy und

bestätigte kurz darauf die Vermutung. »Ja. Die Stelle ist aus *Das Abenteuerliche Herz*, erste Ausgabe, 1929. Ein schreckliches Buch. Besonders in dieser Fassung.«

»Ein großartiges Buch. In genau dieser Fassung«, erwiderte Leo.

»Teils, teils«, knurrte Zorn. Er kaute an seinem Bart und schien in Gedanken woanders.

»Kommen Sie«, sagt die Ärztin, »ich bringe Sie jetzt zu ihm. Er scheint heute ansprechbar«.

Wir betraten das Zimmer des Kranken. Er schlief. Die Ärztin trat an sein Bett, beugte sich über den ausgezehrten, schwer atmenden Körper und sprach leise, aber deutlich unsere Namen aus. Der Informant schlug die Augen auf. Er orientierte sich kurz, dann flüsterte er der Ärztin etwas zu, worauf diese das Zimmer verließ.

»Gut, dass Sie gekommen sind«.

Seine Stimme war so matt, dass wir wie auf Befehl unsere Stühle näher an sein Bett rückten. Der Informant schaute uns eine Weile reglos an. »Freunde«, begann er schließlich seine lange, schleppend vorgetragene und immer wieder unterbrochene Rede, »Freunde habe ich schon lange nicht mehr. Meine Eltern sind tot. Alles, was mir geblieben ist, sind meine Feinde. Und« – er lächelte – »und Sie. Ist das nicht traurig? Es geht zu Ende mit mir, und wem allein kann ich mich anvertrauen? Den Männern, die für meinen Verrat bezahlt haben. Hören Sie, ich habe keine Informationen mehr für Sie. Alles, womit ich Ihnen noch dienen kann, ist ein Traum. Aber vielleicht dienen Sie auch mir, indem Sie mir jetzt zuhören. Ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nichts mehr. Aber ich ahne so vieles. Seit die Ärztin nach dem Chinin gefragt hat, ahne ich mein Ende. Und ich ahne meine Schuld. Mit größerer Deutlichkeit ahne ich beides, als ich je etwas gewusst habe.

Und mit derselben Deutlichkeit habe ich vorletzte Nacht geträumt. Ich werde Ihnen nun davon berichten. Es wird verlässlicher und wertvoller sein als alles, was Sie bisher von mir gehört haben. Sie wissen es ja selbst, meine Berichte waren oft übertrieben oder geschönt. Aber dieser Traum steht mir in all seinen Einzelheiten so klar und wahrhaftig vor Augen, dass schon die kleinste Veränderung ihn zerstören würde. Ich erinnere ihn sogar von Stunde zu Stunde genauer. Mir ist, als hätte ich nie etwas anderes getan, als diesen Traum zu träumen. Hören Sie mir gut zu. Es geht auch um Sie.«

Der Traum des rechten Denunzianten

»Dunkle Wasserzüge«, begann der Informant seinen letzten Bericht, »stehen schweigend zwischen alten Häusern. Ich befinde mich auf einem Turm, von

wo aus man die Stadt und ihre Umgebung überschauen kann. Unten, auf einer schmalen Brücke, sehe ich mich selbst. Zusammen mit einem Geheimpolizisten, der mir angeblich zum Schutz mitgegeben ist, lehne ich an der Steinbrüstung und beobachte die Wäscherinnen. Sie ziehen Leinenstücke durch das trübe Wasser. Doch der Frieden ist vorgespiegelt, deutlich spüre ich, dass der Feind im Verborgenen irgendein dämonisches Geschäft betreibt, von dem viele bedroht sind. Dräuende Musik liegt in der Luft. Stählern treiben Gitarren eine zweideutige Melodie voran, die Geigen machen Lust aufs Wandern, doch das Fernweh wird vom kalten Zischeln der Zimbeln immer wieder hintertrieben.

Vergeblich versuche ich, meine Angst zu ergründen, bis plötzlich eine Lautsprecherdurchsage alles erklärt. Die Parlamentsarmee ist in der Stadt! Die Verfassungsfeinde werden ins Wäldchen deportiert! Bleiben Sie ruhig! Nur die Rechten müssen die Härte des Gesetzes fürchten! Helfen Sie, die Republik zu säubern! Melden Sie alle Verdächtigen! Und jetzt sehe ich sie: Soldaten, die durch die Straßen ziehend Menschen aus ihren Häusern zerren und zu einem kleinen Platz abführen, wo man sie unter strenger Bewachung in Gruppen einteilt. Die übrigen Bewohner nehmen gar keine Notiz von dem ungeheuerlichen Vorgang, ungestört gehen sie weiter ihren Geschäften nach. Auch der Geheimpolizist neben mir verhält sich unverändert. Er scheint mich nicht zu verdächtigen, darum fahre auch ich trotz meiner entsetzlichen Angst fort, die Wäscherinnen zu beobachten, als wäre nichts geschehen.

Jetzt ist die Musik deutlicher zu hören, und auch, dass sie aus der Landschaft zu uns herüber weht. Ich drehe mich um und sehe das Wäldchen, in das die bekennenden Rechten sich schon vor Jahren zurückgezogen haben. Wieder entflammt das Fernweh, wieder wird es erstickt, diesmal aber nicht von den Zimbeln, sondern vom Jagdschrei eines Bussards. Er ist aus dem Wäldchen emporgestiegen, fliegt einige Kreise und stürzt sich dann mit einem weiteren Schrei zurück in die Bäume. Schlagartig verstummt die Musik, um nach einer Weile erneut, aber leiser und, wie mir scheint, ohne die Zimbeln zu erklingen. Auf der Straße ist eine Gruppe von Personen zu sehen, die von Turban tragenden Soldaten zu dem Wäldchen getrieben wird. Das müssen die ersten Verdächtigen sein. Auch ich bin dabei, aber nicht unter den Abgeführten. Um die Hüfte einen Pistolengürtel, bekleidet mit einem Wattegewand, roten Turnschuhen und einem hellen Schleier, scheint es im Gegenteil meine Aufgabe zu sein, den Soldaten Befehle zu erteilen.

Wie vom Parlament beschlossen, ist das Wäldchen durch Stacheldraht, hohen Maschendrahtzaun und einen Wassergraben von der Außenwelt abgeriegelt worden; niemand darf es mehr ohne polizeiliche Erlaubnis verlassen. Plötzlich bricht in der Gruppe Unruhe aus, ein Verdächtiger macht

sich frei, schubst einen Soldaten zur Seite und rennt über das offene Feld davon. Laute Schreie. ›Lauf, Matze‹ – ›Lauf!‹ – ›Hau ab!‹ – ›Berichte der Welt von unserem Leid!‹. Ich muss mich kurz sammeln, bevor ich anweisungsgemäß rufe: ›Republikflucht!‹. Zwei Schüsse fallen, der Mann sinkt zu Boden. Eine Frau kreischt, bis einige Kolbenschläge sie zum Schweigen bringen.

Wir erreichen den stark bewachten Eingang des Wäldchens. Von der Stadt ist er nicht zu sehen, genauso wenig wie die Zone des Schreckens, die sich von hier bis zum Horizont erstreckt. Zäune, Stacheldraht, Wachtürme: unzählige Lager, die meisten kaum größer als ein Handballfeld, über denen eine Stimmwolke aus Schreien, Schmerzenslauten und Befehlen hängt. In einem der Lager werden reglos sitzenden Frauen weißglühende Nadeln in die Glieder geschlagen, in einem anderen stopfen Wachen den Gefangenen mit Hilfe von Glasstäben grünschwarze Vipern in den Rachen. An einer kleinen Holzbrücke, die über den Graben ins Wäldchen führt, liegt die Registratur. Sie besteht nur aus einem Tisch, an dem ein Schild angebracht ist. *Logik für Demokraten* steht darauf.

Eine Wache verteilt Zettel an die Neuankömmlinge und weist sie an, ihr Verständnis von Volksherrschaft darauf zu notieren. Am Tisch sitzt ein bärtiger Mann im Rollkragenpullover, der in aberwitzigem Tempo die beschriebenen Zettel bearbeitet und dann zurück an die Wache reicht. Seine Konzentration wirkt ungesund, er scheint an einem sozialen Defekt zu leiden, Asperger oder so. Die Wache verliest die Noten, die der Bärtige auf die Zettel geschrieben hat, und führt die Verdächtigen dann ab. Alle ›Sechser‹ kommen in eines der schrecklichen Lager; die ›Dreier‹ haben Glück, sie müssen nur in die Grundgesetzschule, eine kleine Holzbaracke, wo ein hochgewachsener Lockenkopf sie mit Handschlag und einem aufmunternden Lächeln empfängt; die ›Vierer‹ und ›Fünfer‹ werden ins Wäldchen gesperrt. Nur die wenigen ›Einser‹ und ›Zweier‹ dürfen zurück in die Stadt.

Im eingezäunten Bereich, am Rand des Wäldchens, liegt eine feuchte, von Schilf gesäumte Wiese. Auf ihr tummelt sich eine Herde Ziegen, die von einem großen, kurzgeschorenen Mann in schwarzem Hemd und stahlgrauen Drillichhosen gehütet wird. Er ist umgeben von einer Schar spielender Kätzchen. Es scheint, als befände sich die Quelle der Musik ganz in seiner Nähe. Und tatsächlich, aus dem Schilf tritt jetzt eine Gruppe Musikanten hervor. Sie wird angeführt von einem merkwürdigen Wesen, halb Mensch, halb Tier, dessen Erscheinung auf einen Schlag die ganze Lichtung beherrscht. Alle starren es an.

Auf dem Kopf zwei stumpfe Hörnchen, am Kinn ein Ziegenbart, wippt sein Rumpf wie von einer starken Feder angetrieben hin und her, während seine

kräftigen Beine, auf denen es ruckartige Tanzbewegungen vollführt, ganz vom Geschlecht durchdrungen scheinen. Einer aus Röhricht gebundenen Flöte entlockt es ein vielstimmiges Stöhnen, immer wieder unterbrochen von zischendem Flüstergesang: ›In the heart of the wood / In the closed forest / Christ appeared to me / In several forms / One two three four / Swastika I'm told / On the Cliffs of Moher / I walk with Mary.‹

Das Lied wird von einer flammenblonden Frau auf der Geige und einem hübschen Jüngling auf der Gitarre begleitet. Sie tanzen hinter dem Flötenwesen her. Die Frau trägt ein blütenweißes Gewand, der Jüngling ein gelbes T-Shirt, kurze türkise Wildlederhosen und pinkfarbene Stöckelschuhe, auf denen er sich sehr geschickt bewegt, obwohl die Absätze ständig im sumpfigen Boden versinken. Sie sieht aus wie eine hochbegabte Kerze, er wie ein entlaufenes FDP-Plakat.

Die Kätzchen sind vom gehörnten Wesen aufgeschreckt worden, kaum haben sie es erblickt, laufen sie ins Wäldchen. Den Hirten aber scheint eine panische Heiterkeit ergriffen zu haben. Wiegenden Schritts geht er auf die Frau zu. Er verbeugt sich mit einem formvollendeten Ausfallschritt vor ihr und stürzt sich dann auf eine üppige Zicke, um sie mit kräftigen Griffen zu melken. Gierig säuft er einige Schlucke der frischen Milch, stellt den Eimer zu Boden, sieht sich glückstrunken um – und sieht plötzlich mich. ›Reißt ihm den Schleier vom Gesicht!‹, brüllt er wie von Sinnen, ›das ist einer von uns!‹. Mir ist klar, dass ich nur einen Augenblick zum Reagieren habe. Mit unterdrückter Panik wende ich mich an die Registratur: ›Glauben Sie ihm nicht. Keiner außer mir kennt sein Geheimnis. Er ist ihr Führer. Ein verborgener Sechser.‹ Der Bärtige schaut von seinem Zettelwerk auf, überlegt kurz, dann macht er eine knappe Kopfbewegung.

Zwei Wachen ergreifen den Hirten und schleppen ihn aus dem Wäldchen in eines der kleinen Lager, wo sie ihn fesseln, während andere ihm so lange zwei sprühend brennende Kerzen vor die Augen halten, bis er das Bewusstsein verliert. Nun umringen ihn Mönche mit Gesichtern von einer Bosheit, wie sie bei den Folterknechten der alten Passionsbilder zu finden ist; blanke Messer blitzen auf. Da schreit die Geigenspielerin, die das Geschehen bisher stumm verfolgt hat, auf und läuft zum Zaun. ›Mein schwarzer Ritter‹, ruft sie. ›Halten Sie durch!‹. Dann wendet sie sich einem Mann zu, den ich bisher kaum beachtet habe, obwohl er schon die ganze Zeit das Geschehen mit einer kleinen Handkamera filmt. Er ist kleingewachsen und glatzköpfig. Erst jetzt erkenne ich, dass Sie das sind, Leo.

›Helfen Sie ihm!‹, ruft die Kerzenfrau Ihnen zu. ›Sie wissen doch, dass ihm Unrecht geschieht. Und Sie wissen, dass ich Ihnen wohlgesonnen bin. Ich habe Ihren patriotischen Roman gelobt.‹ Auf einen Schlag scheint alles

stillzustehen. Die Mönche haben ihre Folter unterbrochen, alle schauen zum Bärtigen, der seine Arbeit erneut unterbricht und nun zum ersten Mal das Wort ergreift.

›Wie lautete denn Ihr Urteil über den Roman?‹, fragt er.

Die Frau schluckt, dann sagt sie: ›Teils, teils‹.

›Stimmt das?‹

Leo nickt.

Der Bärtige gibt den Mönchen ein Zeichen, worauf sie vom inzwischen wiedererwachten Hirten ablassen. Wie von Zauberhand geführt, richten sich daraufhin zu meinem Entsetzen alle Blicke auf mich. Die Wächter, die Mönche, die Verdächtigen, Leo, die Gefangenen in den Lagern, der Grundgesetzlehrer, die Rechten im Wäldchen, der Bärtige – sie alle sehen mich an. Ich fühle mich unsäglich nackt im Gesicht. Und glatt zwischen den Beinen. Statt aber dem Fluchtimpuls zu folgen, ergreife ich meine letzte Chance.

›Sie dürfen keine falschen Schlüsse daraus ziehen‹, sage ich. ›Das Urteil beweist doch nur, dass Leo selbst ein Rechter ist.‹

Wieder überlegt der Bärtige einen Moment lang, dann befiehlt er einem Trupp Wächter, zusammen mit dem Hirten auch Leo und mich ins Wäldchen zu bringen. Man nimmt Ihnen die Kamera, mir die Pistole ab, dann werden wir abgeführt. Als sich unsere Wege kreuzen, sieht der Hirte mich hasserfüllt an. Kurz bevor wir die Brücke erreichen, reißt Leo sich plötzlich los. Er läuft ein paar Schritte und springt in den Graben, wo er mit mächtigen Kraulbewegungen die Grenze des Wäldchens entlang schwimmt. Gegen meinen Willen, doch wie auf einen unbezwingbaren Reiz hin, schreie ich: ›Republikflucht!‹. Schüsse fallen. ›Teils, teils!‹, ruft Leo noch, bevor sein Körper im trüben Wasser versinkt. Während ein Wächter den Hirten ins Wäldchen führt, nimmt ein anderer mir den Schleier ab und schiebt mich dann, weil meine Beine ihren Dienst versagen, ebenfalls durch das Tor. Ich höre, wie die Wächter es hinter mir verschließen. Die Rechten, die sich alle um den Hirten geschart haben, sehen mir ins Gesicht. Einen Augenblick lang ist es ganz still. Dann hallt der Jagdschrei des Bussards über das Land.«

Unter der Blutbuche

In der Nacht zum 1. Juli ist der Informant dann gestorben. Die Nachricht überraschte uns nicht mehr. Unser Bekannter, sagte die Ärztin am Telefon, habe keinen Todeskampf gelitten, ohne Anzeichen von Unruhe sei er schon bald nach unserem Aufbruch in einen tiefen Schlaf versunken, aus dem er nicht mehr aufgewacht sei. Merkwürdigerweise war der Fall für uns damit

aber noch nicht erledigt. Wir hätten nicht erwartet, dass uns das Nachleben dieses einsamen, körperlich wie charakterlich unschönen Menschen noch irgendwie interessieren würde. Aber es war nicht zu leugnen: An seinem Sterbebett hatte sich das Verhältnis zu ihm verändert. Es war kein spätes Freundschaftsgefühl, das uns plötzlich mit dem Toten verband, nicht einmal Sympathie, eher eine Art ironischer Komplizenschaft. Und die resignative Einsicht, dass man es sich manchmal nicht aussuchen kann.

Kurz, wir beschlossen, dem Informanten, der schon vor langer Zeit aus der Kirche ausgetreten war, eine Grabstätte auf einem Naturfriedhof zu kaufen. Dass wir uns für einen Platz unter einer Blutbuche entschieden, noch dazu in der Parforceheide, mag nach angestrengter Symbolik klingen. Tatsächlich hatten allein der Preis und die Nähe zu Berlin den Ausschlag gegeben. Mit der Aussicht, die sich vom Friedhof auf das Nuthe-Urstromtal und das Havelland bot, hatten wir jedenfalls nicht gerechnet. Sie war so bezaubernd, dass wir uns schon wenige Tage nach der Beerdigung wieder am Grab des Informanten trafen. Erst jetzt, als wir zu dritt an der Blutbuche beisammensaßen und dem Toten zu Ehren in der Abendsonne eine Flasche Burgunder leerten, wurde uns bewusst, was uns in Zukunft fehlen würde. Einen wie ihn würden wir kaum wiederfinden. Uns dämmerte, dass wir ab jetzt alleine mit den Rechten klarkommen mussten.

Der Informant hatte recht gehabt, sein letzter Bericht war der wertvollste gewesen. Mit schwindender Kraft hatte er uns gezeigt, wie man spielend in den Mythos der Rechten eindringt, so wie sie selbst in das Theater der Linken eingedrungen waren. Und das tun wir seitdem immer wieder. Aber nicht, um ihn zu zerstören. Wir haben ihn nur genau genug studiert, um uns darin frei bewegen zu können. Es ist der Mythos vom ewigen, unerlösten Opfer. Er ist grausam und schön, so wie die unverstandene Natur, von der er handelt. Für uns ist er ein wilder Garten, in dem wir schweifen und wandern, den wir hier beschneiden, dort wuchern lassen, den wir betreten und verlassen, ganz wie es uns beliebt. Aber die Rechten, so hatten wir nun begriffen, können das nicht. Besessen von seiner Schönheit, Grausamkeit und vermeintlichen Ewigkeit, sind sie Gefangene ihres eigenen Mythos. Seit hundert Jahren träumen sie ihn. Bei Tag und bei Nacht.

Aus vollem Herzen

Die Rechten sind die Minderheit, die sich selbst Deutschland nennt. Und daran wollen sie um jeden Preis leiden. Im Felde unbesiegt, haben sie den Dolchstoß aus der Heimat und das Friedensdiktat des Feindes erlitten. Sie haben die Republik erlitten und das Dritte Reich. Den 30. Juni 1934 und den

20. Juli 1944. Die Gebietsverluste im Osten und die Vertriebenen in ihrer Stadt. Die deutsche Teilung und die Wiedervereinigung. Die Kriegsverbrechen der Roten Armee und die Wehrmachtsausstellung. Und heute leiden sie an Europa und Amerika, an der modernen Welt und der Einwanderung von Muslimen. Sie leiden am Meinungskartell der Eliten und an den Manieren des Pöbels. Sogar an Auschwitz leiden sie: Die Juden haben es wenigstens hinter sich, sie aber tragen schwer an einer Schuld, deren Unvergänglichkeit außer ihnen schon lange niemand mehr behauptet. Und all dies Leid haben immer andere verursacht. Sie haben es Deutschland und damit ihnen angetan, und sie tun es immer wieder. Und dagegen, sagen sie, werde man sich ja wohl noch wehren dürfen. Jeder, der das nicht einsehen will, ist blind oder dumm. Und darum kann, wer nicht mit ihnen leidet, nur gegen sie sein. Aggressive Jammerlappen sind sie. Wehleidige Arschlöcher. Unerlöste, tatbereite Opfer.

Das, liebe nicht-rechte Leser, ist unser Problem mit den Rechten. Nicht weil sie irgendwelchen Ideen anhängen, die vielleicht ein bisschen skandalös klingen mögen, aber tatsächlich nur schlicht und undurchdacht, jedenfalls nie im Leben mehrheitsfähig sind, machen sie uns zu schaffen, sondern weil sie anderen die Schuld dafür geben, dass kein Gott und kein Präfekt erscheint, um sie zu erlösen. Sie spucken und fauchen von ihrem selbstgewählten Kreuz auf uns hinab – und hoffen, dass wir zurückfauchen. Und wenn wir es tun, dann klagen und jammern und schimpfen sie so lange über diese entsetzliche Schandtat gegen ein wehrloses Opfer, bis einige Zuschauer tatsächlich Mitleid mit ihnen kriegen. So mobilisieren sie ihren Anhang. Nicht durch Programme, sondern durch Provokationen. Und Gejammer.

Lassen Sie uns das an einem Beispiel verdeutlichen. Es zeigt nicht nur, wie zentral der Opfermythos für die Rechten ist, sondern auch, wie sehr sie um die Opferrolle betteln. Und wie sehr sie sich freuen, wenn man sie ihnen gibt. Im Juni 2017 erschien im Verlag Antaios ein Büchlein mit dem merkwürdigen Titel *Finis Germania*. Sein Autor, der Historiker Rolf Peter Sieferle, äußert darin neben allerlei anderen Gedanken auch diesen: Der Holocaust, so Sieferle sinngemäß, habe das »ewige« Volk der Juden von Gottesmördern zu Völkermordopfern gemacht, die Deutschen dagegen zu einem auf ewig stigmatisierten Tätervolk. Auschwitz müsse daher als »Mythos« begriffen werden, womit er nicht meinte, als Lüge, sondern als Geschichte, aus der es kein Entrinnen gibt. (Dass er es dabei selbst war, der sie erzählte, hat er natürlich fein verschwiegen). War das skandalös? Die kritische Öffentlichkeit schrie: Ja!

Nun gibt es Skandale ja nicht so, wie es Stinktiere gibt. Skandale werden

produziert, indem man sich über Gestank empört. Und manchmal werden sie auch provoziert, indem jemand am richtigen Ort eine Stinkbombe fallen lässt. Und genau das war hier der Fall. Aufmerksamkeit zog das Buch nämlich erst auf sich, nachdem ein einzelner Juror es durch einen cleveren Schachzug auf einer Sachbuchbestenliste platziert hatte. Denn damit war die Kritik gezwungen, es zur Kenntnis zu nehmen.

Ja, und? Mit ganz geringem Aufwand – zwei Stunden lesen, eine Stunde schreiben – hätte man dem Publikum unaufgeregt klarmachen können, wie dürftig die Substanz des Büchleins ist und wie durchsichtig seine Absicht. Aber das geschah nicht. Vielmehr wurde, noch bevor irgendjemand es gelesen hatte, seine Listenplatzierung zum Skandal gemacht. Und warum? Weil es aus einem »rechten« Verlag komme und dem Vernehmen nach »rechtes« Gedankengut verbreite, weswegen man nun darüber nachdenken müsse, zukünftig »rechte« Bücher grundsätzlich von derartigen Listen auszuschließen. Statt sein dürftiges Produkt in einer sachlichen Debatte verteidigen zu müssen, konnte der Verleger Götz Kubitschek sich die Hände reiben. Zu Recht empörte er sich darüber, dass Kritiker über ein ungelesenes Buch urteilten, und bedankte sich sarkastisch für die kostenlose Werbekampagne.

Denn das Buch wurde ja nicht, so ist zu vermuten, wegen seines Inhalts zigtausendfach gekauft, sondern wegen des guten Gefühls, sich mit einem Opfer identifizieren zu dürfen. Und das gleich doppelt. Ein geachteter Gelehrter, so hallte die Kaufempfehlung durch die rechten Netzwerke, habe – mit Hilfe von Gedanken! – nachgewiesen, dass die Mörder der Juden nachträglich zu Opfern der eigenen Tat geworden seien. Und für diese Ansicht werde der mutige, wegen seines Freitods tragischerweise ganz und gar wehrlose Autor nun von der links-liberalen Meinungspolizei mit Zensur und Verachtung gestraft. Opfer, schon wieder ein unschuldiges Opfer! Leute, kauft Opfer! Frische Opfer, reife Opfer! Bittersüße, achselschweißsaure, tränensalzige Opfer! Deutsche! Kauft, werdet, seid Opfer! – rief man sich zu und katapultierte so *Finis Germania* über Nacht auf Platz 1 bei Amazon.

Nun haben wir euch, liebe Rechte, aber ja nicht nur als willige Opfer, sondern in diesem Zusammenhang auch als Arschlöcher bezeichnet. Einerseits tut uns das leid, denn der Ausdruck ist ja leicht missverständlich. Andererseits meinten wir es schon so. Damit das schlimme Wort unserem Ziel, zukünftig etwas weniger schlecht miteinander auszukommen, aber nicht im Weg steht, werden wir es kurz erläutern.

Als gute Nietzscheaner vertreten wir einen nominalistischen Arschlochbegriff. Wir stellen also klar: Niemand *ist* ein Arschloch. Wir *nennen* nur dann jemanden so, wenn er sich arschlochhaft verhält, und zwar

nur dann. Und das gilt, falls wir uns nicht deutlich genug ausgedrückt haben sollten, auch für Nicht-Rechte, sogar für uns selbst. Statt »Arschloch« hätten wir natürlich auch ein anderes Wort wählen können, »Idiot« zum Beispiel (aber das brauchen wir schon für uns selbst, wenn wir zum Beispiel das Theater der Linken, das Programm der ARD oder den Kirchentag mit der Wirklichkeit oder euch mit Nazis verwechseln). In diesem Sinne erziehen wir auch unsere Kinder. Arschloch, so lehren wir sie, sagt man nicht, außer wenn es sein muss. Weil sie nicht dumm sind, wollen sie natürlich wissen, wann genau es denn bitte sein müsse. Arschloch, antworten wir dann und wuscheln ihnen durchs samtgoldene Haar, dürft ihr lieben Kinder dann zu jemandem sagen, wenn er gemein zu euch ist und euch dabei spüren lässt, oder es sogar sagt: Ich tue das, weil ich es will. Zur Sicherheit könnt ihr auch noch die Arschlochprobe machen und den anderen fragen, warum er es denn wolle. Und wenn er euch dann spüren lässt, oder es sogar sagt: Ich will es, weil ich es kann. Dann dürft ihr ihn sogar aus vollem Herzen Arschloch nennen.

Macht euch klar, liebe Rechte, was das bedeutet. Es bedeutet, dass wir euch niemals Arschlöcher nennen würden, einfach nur, weil ihr diese oder jene Ansicht äußert, egal wie abstrus, versponnen oder »rechts« sie uns vorkommen mag. Aussagen, denen unsere linken Freunde Etikette wie »faschistisch«, »völkisch«, »rassistisch«, »antisemitisch«, »islamophob«, »sexistisch« oder »homophob« verpassen würden, fänden vermutlich auch nicht unsere Zustimmung. Aber wir würden uns erstmal nicht über sie empören; wir würden sie nur zurückweisen, das schon, aber nicht, um sie vom Diskurs auszuschließen, sondern um sie zu kritisieren, zu befragen und dann den Ball zu euch zurückspielen. Allein, dass ihr sie vertretet, würde euch in unseren Augen jedenfalls noch nicht zu Arschlöchern machen. Unser Problem mit euch liegt nicht darin begründet, was ihr sagt – sondern *wie* ihr es sagt.

Die Grube und das Pendel

Nun sind aber Opferrolle und Arschlochverhalten nicht einfach nur zwei hervorstechende Eigenschaften der rechten Rede, so wie die dicken Beine und das lose Mundwerk zwei hervorstechende Eigenschaften von Frau Koslowski aus dem Hinterhaus sind. Arschloch und Opfer sind durch eine notwendige Dynamik miteinander verbunden. Wie die beiden Umkehrpunkte eines Pendelschwungs: Kaum hat das Gewicht einen der beiden Punkte erreicht, strebt es wieder dem entgegengesetzten Punkt zu, hin und her zwischen den Extremen, in einer Bewegung, die interessanterweise gerade

an der einzig möglichen Ruheposition ihre Maximalgeschwindigkeit erreicht. Ein Pendel bietet das Bild zweier Pole, die durch eine hektische Unruhe miteinander verbunden sind. Vielleicht ahnen Sie, liebe Leser, dass die rastlose Verknüpfung von Arschloch und Opfer eine Variante dessen ist, was wir im ersten Kapitel das rechte Sprachspiel genannt haben.

Die Rechten, Sie erinnern sich, brauchen für ihr Spiel das Nein der anderen. Aber weil sie es ohne Anlass nicht bekommen, schon gar nicht permanent, müssen sie es sich holen. Also provozieren sie den Widerspruch. In einer Zeit, in der die Furcht vor der Scham ebenso stumpf geworden ist, wie der moralische Sinn sich verfeinert hat, ist das ziemlich leicht. Die Provokation ist eine simple Taktik, wer sich auf sie versteht, kann mit geringen Mitteln beträchtliche Wirkungen erzwingen. Meist reicht schon ein einfacher Satz in der Behauptungsform »X,Y ist …«, zum Beispiel auf Facebook. Ein Satz wie: Die Deutschen sind heute das, was damals die Juden waren. Oder: Der Islam ist keine Religion, sondern eine kriegerische Ideologie. Oder: Die Bundesrepublik ist eine Meinungsdiktatur. Oder: Pegida ist Widerstand. Oder: Der Nationalsozialismus war eine linke Bewegung.

Und dann wartet man, was passiert. Je nachdem, wie einfältig beziehungsweise moralisch sensibel das Publikum ist, wird es mal etwas länger dauern, mal etwas kürzer. Aber letztlich ist es wie beim Trampen. Irgendwann nimmt dich einer mit. Irgendwann reagiert jemand auf deinen herausfordernden X-ist-Satz mit einem empörten Das-ist-Satz: »Das ist eine menschenfeindliche Aussage«, wird er sagen, oder »Das ist der Beweis, dass du aus der Vergangenheit nichts gelernt hast« oder »Das ist eine Beleidigung der Opfer des Nationalsozialismus«.

Eine solche Empörung wird ein Arschloch aber nicht irritieren. Im Gegenteil, sie ist genau die Einladung zum Exzess, auf die es gehofft hat. Es weiß, dass es nun seine Setzung einfach nur wiederholen und nichts weiter als »doch« oder »issaberso« oder »ich habe recht, aber du hast keine Ahnung« oder »du kannst mir den Mund nicht verbieten« sagen muss, um von seinem Gegenüber ein Nein ums andere zu bekommen. Und mit dessen Unmut wird seine Verachtung für ihn wachsen. Uns scheint, als würde euch nichts mehr Spaß machen, als jemanden, der an seine moralische Freiheit glaubt, wie ein Stück Natur im Labor zappeln zu lassen. Kalt wie die Physiologen löst ihr mit dem immer gleichen bösen Reiz den immer gleichen Reflex des Guten aus. Unerbittlich schlagt ihr mit eurem Hämmerlein auf die Moralsehne, und wenn das Empörungsschenkelchen dann brav zuckt, dann überzieht ihr den anderen mit eurem Hohn, weil dieser mit der gleichen Verlässlichkeit moralisch empfindet, mit der ihr euren Schweinebraten verdaut. Fuck your feelings, snowflake, sagt ihr dann, I’m just being what I am.

Dann gibt es aber auch Leute, die wehrhaft reagieren. Sie empören sich nicht über die Provokation, sondern markieren den Provokateur als Täter, indem sie seine grenzwertige Behauptung wie einen Regelbruch und ihn selbst wie einen Gegner behandeln. Meist geschieht das durch Etikette wie »rechtsextrem«, »populistisch«, »völkisch«, »faschistisch«, »islamophob« und dergleichen. Oder sie verneinen die provokante Behauptung, kritisieren sie scharf oder behaupten das Gegenteil. In beiden Fällen reagieren die Rechten darauf ihrerseits äußerst empfindlich, aber nicht moralisch, sondern passiv-aggressiv. Sie deuten das Nein als Bestätigung dafür, dass sie nicht sein dürfen, wie sie sind, und inszenieren sich als Opfer einer Ausgrenzung, was durchaus als erneute, nun aber schärfere Provokation aufgefasst werden kann. Man dürfe ja nichts mehr sagen, ohne mit der »Nazikeule« geprügelt zu werden; kaum sei die Wahrheit ausgesprochen, schlage die »Meinungspolizei« zu; wieder mal sei bewiesen, dass die Herrschaft der Minderheiten normale Ansichten »mundtot« mache usw. usw.

Das Pendelspiel »Arschloch oder Opfer« lässt sich mit einer einzigen Äußerung in Gang setzen. Man kann aber auch einen Schritt weitergehen und ein politisches Strategieangebot daraus machen. Dazu muss man die Regeln und Mechanismen des Spiels allerdings nicht nur durch Erfahrung verinnerlicht, sondern auch so weit begriffen haben, dass man sie beschreiben und in Form von Maximen zur Nachahmung empfehlen kann. Die Intellektuellen der Neuen Rechten haben das vielfach getan, genau wie die Parteistrategen der AfD. In deren Schriften ist ganz unmissverständlich vom gezielten Einsatz der Provokation, von den willkommenen Effekten der willkürlichen Setzung, von Opferinszenierung und von Taktiken der Immunisierung die Rede.

Wer das Spiel betreibt, um Anhänger zu mobilisieren, der weiß um den Wert von scharfen Behauptungen und sanften Begriffsumdeutungen, und vor allem weiß er, wie wichtig der strategische Einsatz von Vieldeutigkeit ist. Die rechte Provokation lebt davon, dass sie mit trüben Mitteln klare Ergebnisse erzielt. Ihr fehlt die Eindeutigkeit des Regelbruchs, denn auf ein und dieselbe Provokation reagieren nicht alle Menschen gleich. Was den einen herausfordert, ist für den anderen nur Ausdruck des gesunden Menschenverstandes. Wer das Spiel mit strategischem Kalkül spielt, hat daher immer beide im Blick. Mit einer einzigen Äußerung wird er so für die einen zum Täter einer arschlochhaften Setzung, während er sich für die anderen als Opfer des – natürlich erwarteten – Widerspruchs und als mutiger Kämpfer für Meinungsfreiheit inszenieren kann.

Als Björn Höcke das Holocaustmahnmal ein »Denkmal der Schande« nannte, ließ er dabei in der Schwebe, ob das Denkmal selbst gemeint war

oder das Verbrechen, an das es erinnert. Dass viele sich von der ersten Möglichkeit zu heftiger Empörung herausgefordert fühlten, ist eine Tatsache. Es ist aber auch eine Tatsache, dass Höcke sich hinterher unter dem Jubel seiner Anhänger als Opfer einer bösartigen Unterstellung in Positur bringen konnte, weil er genau das Gegenteil des unterstellten Sinns – nämlich das Verbrechen – gemeint habe.

Zu einer wahren Kunst kann das Spiel mit der Vieldeutigkeit werden, wenn der Provozierende sie selbst verkörpert, etwa indem er sich als Angehöriger einer Minderheit abschätzig über andere Minderheiten äußert. Krawallschachteln wie der queere Aktivist Milo Yiannopoulos, der Schweden wegen seiner Flüchtlingspolitik die »Vergewaltigungszentrale Europas« nannte, oder Akif Pirinçci, ein Einwanderkind der ersten Generation, der die Grünen als »Kinderfickerpartei« bezeichnete, haben die Provokation sogar zum Beruf gemacht. Und Donald Trump ist nicht trotz seiner Beleidigungen, Lügen und Unverschämtheiten gewählt worden, sondern wegen der Wirkungen, die er damit bei seinen Gegnern hervorrief. Fuck your feelings, snowflakes, we're just being what we are.

Impfgegner, die Impfgegner zitieren

Ich kann machen, was ich will, aber wenn du dich wehrst, bist du ein Diktator: Das ist das Motto des Opfers. Unterwirf dich, oder du bist mein Feind: Das ist das Motto des Arschlochs. Mehr als diese beiden Positionen kennt euer Strategiespiel nicht. Dabei bereitet die Beschreibung der Opferposition euch keine Schwierigkeiten. Die Selbst-Viktimisierung ist euer mythologisches Zentrum, das Schlüsselmotiv, auf das ihr mit schlafwandlerischer Sicherheit immer wieder zurückkommt. Dagegen bringt euch die Rechtfertigung der Arschlochposition in Schwierigkeiten. Denn natürlich seht ihr euch selbst nicht als Arschlöcher. Ihr wisst zwar ganz genau, dass eure Behauptungen andere provozieren. Aber ihr provoziert nicht, weil ihr Arschlöcher sein wollt. Ihr glaubt wirklich, ihr hättet Recht, und die anderen würden nur widersprechen, weil sie in einer illusionären Ideologie gefangen sind. Aber dass wir euer Verhalten arschlochhaft finden, das wisst ihr natürlich sehr genau. Wir haben es euch ja auch oft genug gesagt.

Und genau das scheint euch dann doch zu verunsichern. Denn die Selbstsicherheit, mit der ihr eure Überlegenheit zur Tatsache erklärt, ist offensichtlich ein Pfeifen im Walde. Ihr fühlt sie irgendwie, aber ihr könnt sie immer nur behaupten. Belegen könnt ihr sie nicht. Doch wie jede Selbstbehauptung fällt auch diese ihrem Urheber irgendwann auf die Füße.

Eine Weile lang könnt ihr sie einfach wiederholen, aber auf Dauer wird das peinlich. Dass ihr das selbst wisst, merkt man daran, wie nötig ihr es habt, euch auf Autoritäten zu berufen, die euch und vor allem euren Widersachern sagen, dass ihr wirklich Recht habt.

Nun gibt es unter den Rechten offenbar keine Denker mehr, was man an der Begeisterung erkennt, mit der ihr jedem Professor und jedem Schriftsteller, der mal ein bisschen mit euch kokettiert, nachdem er Jahrzehnte mit großem Ernst große Bücher geschrieben hat, in die Arme fallt. Schaut mal, wir haben mit Sieferle getanzt. Und Sloterdijk hat uns angelächelt. Und Botho Strauß hat sogar mit uns gekuschelt.

Einen wie Carl Schmitt, Oswald Spengler oder Ludwig Klages habt ihr in euren Reihen schon lange nicht mehr. Aber das wisst ihr selbst. Genau darum braucht ihr sie ja. Und so sehr wir verstehen, was an diesen Denkern immer noch faszinieren kann, zur Begründung eurer Selbstbehauptung taugen sie nicht. Wenn ihr euch zu diesem Zweck nämlich ausgerechnet auf sie als Autoritäten beruft, dann kommt ihr uns vor wie Impfgegner, die immer nur andere Impfgegner zitieren. Denn der wunde Punkt dieser Meisterdenker ist leider die Willkür, mit der sie immer dann, wenn es ernst wird, sagen: Kannste nicht begründen, is aber so. Die klügsten Köpfe, auf die ihr euch beruft, weil sie auch irgendwie rechts waren, sagen euch also an genau der Stelle, an der ihr ein paar Gedanken dringend nötig hättet: Wir fühlen es doch auch nur.

Der große, berühmte, berüchtigte, für euch so wichtige Carl Schmitt führt diesen Taschenspielertrick geradezu mustergültig vor. Schauen wir es uns an. Bekanntlich bestimmt Schmitt seinen Begriff des Politischen durch die – für das rechte Sprachspiel unverzichtbare – Unterscheidung von Freund und Feind. Und er präzisiert das, indem er eine Trennlinie zieht zwischen dem Politischen und anderen Gegenstandsbereichen, die sich über jeweils eigene Unterscheidungen bestimmen lassen, beispielsweise das Ästhetische über die Unterscheidung von Schön und Hässlich oder das Moralische über die Unterscheidung von Gut und Böse.

So weit, so gut. Aber wie führt Schmitt diesen Begriff nun ein? »Die spezifisch politische Unterscheidung«, heißt es, »ist die Unterscheidung von Freund und Feind. Sie gibt eine Begriffsbestimmung im Sinne eines Kriteriums, nicht als erschöpfende Definition oder Inhaltsangabe.« Das darf man ruhig zweimal lesen und es sich dann auf der Zunge zergehen lassen. Die Unterscheidung soll *wie* – »im Sinne von« – ein Kriterium verstanden werden! Das Ausrufezeichen steht für höchstes Erstaunen. Denn was ist eine Unterscheidung? Eine inhaltsleere Form, ein reines Verhältnis. Das eine ist, was das andere nicht ist, und umgekehrt. Gut ist nicht böse, schön ist nicht

hässlich, ein Freund ist kein Feind. Und ein Kriterium? Wat is en Kriterijum?

Da stelle mer uns nu janz dumm. Und da sage mer so: En Kriterijum is für ne Untaschajdung datselbe wat en Stiel für en Hammer is.

Ohne das Kriterium wäre die Unterscheidung nicht zu gebrauchen. Wenn ich beurteilen will, ob etwas gut oder böse ist, brauche ich zur Unterscheidung ein Kriterium – einen Inhalt, der mir sagt, was gut und was böse ist. Zum Beispiel kann ich sagen, Selbstlosigkeit sei gut, Selbstsucht demnach böse. Erst dieses Kriterium erlaubt es mir, St. Martin einen guten Mann und die Stiefmutter von Hänsel und Gretel eine böse Frau zu nennen.

Wer aber eine Unterscheidung *wie* ein Kriterium auffasst, also als etwas von gleicher Art, der verschleiert damit, dass er gar kein Kriterium hat. Und wer kein Kriterium hat, kann nur sinnlose Unterscheidungen treffen. Er wiederholt einfach nur die Form der Unterscheidung und gibt sie als Inhalt aus: Das Gute, muss er dann sagen, ist gut, weil es gut ist. Und genau das tut auch Schmitt. Der Feind sei eben der Feind, weil er der Feind sei. Er ist, so Schmitt wörtlich, »der Andere, der Fremde, und es genügt zu seinem Wesen, daß er in einem besonders intensiven Sinn etwas existentiell Anderes und Fremdes ist«. Und weiter: »Die Möglichkeit richtigen Erkennens und Verstehens und damit auch die Befugnis mitzusprechen und zu urteilen ist hier nämlich nur durch das existenzielle Teilhaben und Teilnehmen gegeben. Den extremen Konfliktfall können nur die Beteiligten unter sich selbst ausmachen; nämlich kann jeder von ihnen selbst entscheiden, ob das Anderssein des Fremden im konkret vorliegenden Konfliktfall die Negation der eigenen Art Existenz bedeutet und deshalb abgewehrt oder bekämpft wird, um die eigene, seinsmäßige Art von Leben zu bewahren.«

Wessen Existenz negiert wird, heißt das, der wird es schon merken. Um zu begreifen, wer ein Feind ist, reicht es aus, *dass* wir uns von ihm unterscheiden, und was einen Feind zum Feind macht, das fühlen wir. Und wer etwas anderes fühlt, beweist genau damit, dass er nicht mein Freund sein kann und also mein Feind sein muss. Und so machen es all die Meisterdenker, auf die ihr euch ständig bezieht. So macht es Spengler, so macht es Klages. In vielen Einzelheiten hinreißend klug und bis heute lesenswert, aber immer getragen von einer großen Behauptung, die alles andere wie ein Fundament tragen soll. Aber wenn man sich dieses Fundament genauer ansieht, findet man nichts als sandige Gefühle.

Spengler ordnet die Weltgeschichte zu einem beeindruckenden Panorama der Kulturen, aber wenn er angeben soll, wie er all diese überraschenden, zum Teil jeder geschichtswissenschaftlichen Vernunft zuwiderlaufenden Verbindungen erkannt hat, dann sagt er: tja, morphologisches Gefühl, mein Freund, und natürlich physiognomischer Takt. Und wenn man Klages fragt,

woher er die Sicherheit nimmt, mit der er die Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere nach echter oder nur behaupteter Lebensfülle unterscheidet, dann sagt auch er: musste halt im Urin haben. Wer im Übrigen wissen will, warum Schmitt, Klages oder Spengler trotzdem noch immer lesenswert sind, der sollte sie einfach lesen. Wer dagegen etwas genauer wissen will, warum man insbesondere Carl Schmitt nicht immer allzu ernst nehmen muss, der kann das bei Karl Löwith oder Leo Strauss studieren. Sie sagen nichts anderes als wir, nur mit etwas mehr philosophischem Takt.

Seht ihr, *das* ist der Unterschied zwischen euch und uns. Als gute Nominalisten nennen wir euch Arschlöcher, aber wir sagen genau, wann und warum wir das tun. Ihr dagegen erklärt uns zu Feinden, indem ihr sagt: Das tun wir, weil ihr nicht unsere Freunde seid. Ihr nennt euch selbst ja hin und wieder Nominalisten, aber offenbar verwechselt ihr Nominalismus mit Willkür. Tatsächlich seid ihr, wenn es ans Eingemachte geht, das Gegenteil von Nominalisten, nämlich ganz simple Essentialisten. Ihr sagt: Dass ihr unsere Gegner seid, das spüren wir. Genauso wie wir spüren, was die deutsche Seele ist. Und dass alles Schöne alt ist. Die Allerklügsten von euch können das sogar in philosophischer Fachsprache sagen, der Politologe Bernard Willms zum Beispiel. »Unsere Identität«, schreibt er, »ist objektiv die der Deutschen als Deutsche«. Keine Spur eines Inhalts. Nada. Tote Hose. Nichts. Außer Gefühlen natürlich. Ihr werdet verzeihen, wenn in diesem Fall ausnahmsweise wir mal sagen: Fuck your feelings.

Ihr könnt euch gerne Zauberformeln wie »Unterscheidung im Sinne eines Kriteriums« oder »Rechthaben als Emotion« auf eure T-Shirts drucken. Aber damit wollt ihr uns im Ernst sagen, ihr wüsstet, was einen Deutschen zum Deutschen oder einen Feind zum Feind macht? Oder dass es gut wäre, wenn man euch metapolitisch mal machen ließe? Oder warum ihr euch arschlochhaft aufführen dürft? Glaubt ihr wirklich, dass ihr damit irgendjemanden überzeugen könnt? Außer denen natürlich, die schon überzeugt sind. Aber auch die könnten ja mal nachzählen, ob zwei plus zwei wirklich fünf ist.

Die Vielstimmigkeit der Rede

So, genug geschimpft. Was sein musste, musste sein. Aber jetzt drehen wir das Blatt um. Jetzt schauen wir uns mal an, wie ihr redet, wenn ihr unter euch seid. Dazu eine Vorbemerkung. Über den Gebrauch, den wir von unserem Verstand machen, sprecht ihr ja oft und gerne abfällig. Wir erscheinen euch als Vertreter eines abstrakten Denkens, das sich nicht nur

der Planeten, Atome und Molekülverbindungen, sondern auch der menschlichen Angelegenheiten bemächtigt hat. Mithilfe des Verstandes stellt die Vernunft Naturgesetze auf, schon das erscheint vielen von euch als Zerstörung des organischen Bandes, das alle beseelten und unbeseelten Dinge eint. Vor allem aber empört ihr euch, dass die Vernunft auch Verfassungen und Menschenrechtskataloge schreibt. Diese Art des Denkens eignet sich also zur Markierung eures Gegners, von dem ihr meint, fundamental verschieden zu sein. Ihm schreibt ihr ein Prinzip zu, das ihr wahlweise »Geist«, »Abstraktion«, »Bewusstsein«, »Theorie«, »Aufklärung«, »Doktrin« oder eben »Vernunft« nennt, euch selbst dessen mal »Seele«, mal »Bild«, mal »Wirklichkeit«, mal »Symbol«, mal »Sein«, aber besonders gerne »Leben« genannten Gegensatz. Die kürzeste Version dieses Gegensatzes lautet aus eurer Sicht: ihr Logos, wir Mythos.

Dabei macht ihr doch selbst ständig Gebrauch vom Logos! Wenn ihr nicht gerade mit uns streitet, sind eure Bücher, eure Artikel, eure Postings im Internet voll davon. Ihr stellt Behauptungen auf, ihr diskutiert sie, ihr verteidigt diese Meinung, ihr widersprecht jener, und ihr tut es, indem ihr Gründe und Gegengründe angebt. Wenn ihr unter euch seid, verhaltet ihr euch manchmal auf eine geradezu mustergültig vernünftige Weise, die sich übrigens angenehm von vielen Diskussionen unterscheidet, deren Zeuge wir in so mancher WG-Küche geworden sind. Ihr lasst einander ausreden, greift liegen gelassene Gesprächsfäden auf, nehmt Meinungsverschiedenheiten durch Ironie ihre Schärfe, vor allem aber behandelt ihr Fragen als Fragen, gesteht also ein, dass Antworten Versuche sein können oder eine ausbleibende Antwort manchmal besser ist als eine falsche.

Es gibt sogar ganze Bücher und Blogs, in denen ihr eure internen Diskussionen dokumentiert, zum Beispiel den schönen Gesprächsband *Tristesse Droite* (Verlag Antaios, 19 Euro zzgl. Versand, viel besser als Sieferle!). Wenn auch nicht ganz ohne Abstriche, so haben wir diese Gesprächsprotokolle sehr gerne gelesen. Und wir widersprechen all jenen, die eure Selbstdarstellungen nur für eine taktische Inszenierung, eine Maskierung eurer wahren Absichten, halten. Wir tun das aber nicht aus Leichtgläubigkeit, sondern weil wir sehen, dass ihr selbst dann, wenn ihr miteinander redet oder mit einem klugen Nicht-Rechten, der zufällig euer Ehemann ist, die Vernunft unter einen entscheidenden Vorbehalt stellt. Und dieser Vorbehalt lautet: Wann immer es mir passt, lasse ich die Vernunft Vernunft sein und behaupte einfach, dass ich Recht habe. Letztlich sind alle Einwände, so der Vorbehalt, doch nur »Theorie«, während mir das »Leben« doch permanent bestätigt, dass es in Wirklichkeit so ist, wie ich es sehe.

Dass ihr immer wieder auf diese ebenso simple wie inhaltsleere

Selbstbehauptung zurückkommt, während ihr gerade noch ebenso gehaltvoll wie in der Form plural miteinander geredet habt, zeigt uns: Anscheinend glaubt ihr bei dem, was ihr tut, nicht eine Sekunde an das, was ihr euch durch Idole wie Carl Schmitt andauernd über euch selbst erzählt. Ihr erinnert euch nur von Zeit zu Zeit an diese Selbsterzählung, und dann müsst ihr sie euch im Widerspruch zu dem, was ihr gerade tut, wie eine magische Beschwörungsformel aufsagen. Oder ihr müsst das Gespräch abbrechen. Um es dann wieder aufzunehmen. Um wieder abzubrechen. Und wieder aufzunehmen. Um dann wieder das Gegenteil von dem zu behaupten, was ihr tut.

Und das lässt uns nun auf unser Problem zurückkommen, den Zirkel, in dem Ihr Euch laufend bewegt, und damit das Sprachspiel, an das ihr meint, uns fesseln zu müssen. Wir erinnern uns: Ihr macht, sagten wir im ersten Kapitel, euer Identitätsproblem zu unserem. Wir sind nun an dem Punkt, an dem sich dieses Problem genauer beschreiben lässt, und zwar so, dass Rechte wie Nicht-Rechte daraus ihre Schlüsse ziehen können.

Am Ausweglosen herumbasteln

Am Anfang des rechten Identitätskomplexes steht fast immer Enttäuschung. Und das, verehrte Feinde, haben wir uns nicht ausgedacht. In euren Selbstzeugnissen sprecht ihr andauernd davon. Sie sind durchtränkt vom Frust, um eure Ansprüche betrogen worden zu sein. Unser Problem, sagt ihr, besteht darin, dass man uns als das, was wir sind, die Anerkennung verweigert. Als Deutsche, als Christen, als Europäer, als Abendländer, als Männer, als Frauen, als Intelligenzbestien, als Naturliebhaber, als Feingeister, als besondere Menschen, die sich aus der Masse abheben, können wir uns nicht so entfalten, wie wir es gerne möchten.

Wir würden ja gerne zur Blüte unseres Vaterlandes beitragen, aber leider ist es uns genauso fremd wie die Zeit, in der wir leben. Ja, was waren Deutschland und das Abendland einmal – und was ist aus ihnen geworden!

Wir wären ja gerne gläubige Katholiken, aber außer uns ist in der Messe niemand mehr so mystisch versunken, wie es früher üblich war. Oder umgekehrt, wir sind ja gläubige Christen, aber leider leben wir in einer Gesellschaft, in der christliche Werte nichts mehr gelten.

Wir würden ja gerne eine hübsche Frau finden und mit ihr eine Familie gründen, aber leider sind die Frauen der Gegenwart, besonders die hübschen, so verblendet, dass sie gar nicht erkennen, was sie an Kerlen wie uns hätten. Oder umgekehrt, manchmal haben wir sogar hübsche Frauen, aber leider lässt man es heute zu, dass sie auf ihrem

Selbstverwirklichungstrip mit unseren hübschen Kindern durchbrennen.

Wir würden uns ja gerne in die gewachsene Ordnung der Dinge fügen, aber leider erzwingt die Macht des Kapitals, dass Wälder und alte Häuser Platz machen müssen für Shopping Malls, Vergnügungszentren und Parkhäuser. Oder umgekehrt, wir würden ja gerne Sportplätze, Wohnanlagen und Fabriken bauen, aber leider gilt das Lebensrecht von Breitmaulfröschen, Sumpfdotterblumen und Feldhasen inzwischen mehr als das von Menschen.

Wir würden ja gerne unser Wissen und unser exquisites Stilgefühl der Allgemeinheit zur Verfügung stellen, aber leider bietet uns die F.A.Z. keine Redakteursstelle an, und an der Universität dürfen nur angepasste, halb-legasthenische Streber über Arbeiten brüten, die außer sie selbst niemanden interessieren. Oder umgekehrt, wir würden ja gerne dafür geachtet werden, dass wir als Bauer, Ingenieur oder Soldat einfach nur unser Ding machen, aber leider schätzt man in unseren Zeiten das Gewäsch der Intellektuellen höher als echte Leistung.

Wir würden dem Staat ja gerne treu dienen, aber leider ist unser Staat ganz anders, als wir uns einen richtigen Staat vorstellen. Die DDR war ein Drecksstaat, sagen zum Beispiel viele von euch, aber gegen was haben wir ihn eingetauscht? Gegen einen anderen Drecksstaat. Preußen, das war ein Staat! Oder umgekehrt, wir wollen doch einfach nur frei sein und tun dürfen, was wir für richtig halten, aber leider raubt uns der Staat unser sauer verdientes Geld, um es denen zu schenken, die es nicht verdient haben; und zugleich schränkt er jeden Schritt, den wir machen, und jedes Wort, das wir sagen, mit seinen Verboten ein.

Die Beispiele ließen sich endlos vermehren, aber immer ginge es um das Gefühl, nicht so leben zu können, wie man es gerne möchte. Mal ist es ein Gericht, mal eine Mehrheit im Parlament, mal der Arbeitsmarkt, mal der Literaturbetrieb, mal die Weltlage, mal die Dummheit und Durchschnittlichkeit der Mitmenschen, mal eine trotzkistische Splittergruppe, mal das schönste Mädchen der Stadt, mal die Ehefrau, mal der Vater – irgendwer oder irgendwas verweigert mir das Leben und die Anerkennung, die ich verdiene.

Nun, wer kennt das nicht? Fragt uns mal, was wir von der Universität halten. Oder von Fräulein Constanze Rosenstolz. Oder vom deutschen Kino. Denn natürlich sind Enttäuschungen dieser Art kein Privileg der Rechten. Die Erfahrung, dass man selbst, so wie man ist, und die Welt, so wie sie ist, nicht zusammenpassen wie Mutter und Schraube, kennt auf die eine oder andere Weise doch jeder. Die einen machen sie früher, die anderen später, die einen selten, die anderen ständig.

Nur, was folgt aus solchen Erfahrungen? Wir würden sagen, nüchtern

betrachtet, folgt daraus die Einsicht, dass die Suche nach einem Platz in der Welt immer ein Problem darstellt, und zwar angesichts der Größenverhältnisse eher für mich als für die Welt. Wobei die Beziehung zur Welt ein Problem zu nennen ja gerade nicht heißt, dass ich mich ihr unterwerfen muss. Und auch nicht, dass ich auf mich allein gestellt wäre. Es heißt nur, dass ich Mittel und Wege finden muss, um mir die Welt anzueignen.

Das schließt den Versuch, zusammen mit Gleichgesinnten die Verhältnisse zu verändern, gar nicht aus, im Gegenteil. Allerdings wird das allein nie reichen, solange ich nicht zugleich versuche, mich in den Verhältnissen einzurichten. Denn die »Welt« oder die »Verhältnisse« – das sind in einer Ordnung wie der unseren ja zu allererst die anderen. Und die sind nun mal anders als man selbst. Genau wie ich wünschen sie sich, in ihrem Sein anerkannt zu werden und ihre Möglichkeiten entfalten zu können, aber ihr Sein und ihre Möglichkeiten sind eben nicht die gleichen wie meine.

Nun könnten wir es bei dieser für den Leser sicher sehr nützlichen Belehrung bewenden lassen, wenn wir nicht ständig den Eindruck hätten: Die Rechten werden erst dadurch zu Rechten, dass sie sich genau dieser Einsicht verweigern. Die anderen, sagen sie, sind nicht die Welt. Sie sind die Hölle. Die Rechten verhalten sich tatsächlich so, als hätten sie Sartres »Geschlossene Gesellschaft« wie einen Ratgeber gelesen, oder den »Don Quixote« wie einen Heeresbericht. Wenn die Verlagerung ihres Identitätsproblems für uns – die anderen – nicht so problematische Konsequenzen hätte, könnte man sich ausschütten vor Lachen oder Tränen des Mitleids vergießen über erwachsene Menschen, die sich statt in der Welt im Widerspruch zu ihr eingerichtet haben. Genau das tun sie aber, und zwar allein dadurch, dass sie sagen: Mein Problem, das seid ihr. Ich stimme nicht mit mir selbst überein, weil ihr das verhindert. Und mein Beweis ist, dass ihr nicht mit dem übereinstimmt, was ich sein will.

Pubertät, sozusagen, als Lebensform.

Das ist nun aber ein erkennbar hausgemachtes Problem. Denn was passiert, wenn man den höchsten Gipfel im Gebirge besteigt? Genau, der Wind bläst einem ins Gesicht. Und was passiert, wenn ihr euch gegenüber den anderen exponiert und sagt: Ich habe Recht, und ihr nicht? Genau, sie antworten: Du kannst mich mal. Aber damit hat sich das Identitätsproblem ja nicht erledigt. Es hat nur eine andere Form angenommen. Statt in Gestalt der Frage, wie ich meinen Platz in der Welt finde, erscheint es nun in Gestalt der anderen, die ihn euch verweigern. Und an diesen Schein müsst ihr euch um jeden Preis klammern. Mit anderen Worten, ihr braucht das Nein der anderen auch, um euer Problem abzuwehren.

Darum müsst ihr den Widerspruch immer wieder aufs Neue provozieren, indem ihr euch fortlaufend gegen die anderen ins Recht setzt. Und zugleich müsst ihr euch vor der bedrohlichen Wirkung des Widerspruchs schützen, indem ihr ihn nicht als das nehmt, was er ist, nämlich eine Zurückweisung eurer Selbstbehauptung, sondern als Angriff auf eure Identität. Dafür, etwas zu brauchen und es zugleich abzuwehren, gibt es einen Namen. Man nennt es einen Zirkel, oder praktisch gewendet, einen Teufelskreis. Oder wenn euch ein Bild lieber ist: Ihr lauft im Hamsterrad.

Pfeifen im Walde

So, und jetzt ziehen wir die Schraube an. Bis jetzt konntet ihr, wie immer, wenn euch jemand schlau kommt, noch sagen: Na klar, sie beklagen sich, weil sie mit unserer Härte und Konsequenz nicht zurechtkommen. Unsere Freiheit, uns selbst zu setzen, macht ihnen Angst. Sie sind es doch, die nicht mit sich selbst übereinstimmen. Sie brauchen die Selbsttäuschung der Moral, die wirklichkeitsfremden Abstraktionen der Theorie, die demütigen Schuldkulte, weil sie zu feige sind, das Leben als das anzuerkennen, was es nun mal ist. Weil wir seinen Gesetzen folgen – darum fürchten sie uns. Sie wehren die Einsicht ab, dass die Welt ein Kampfplatz ist, auf dem letztlich die Stärkeren und Besseren überleben. Die Edleren. Der menschliche Adel. Würden sie aufhören, die Natur abzuwehren, müssten sie ihre Feigheit erkennen. Und dann würden sie sich selbst hassen. Darum ist all ihr Denken abgewehrter Selbsthass. Schneeflöckchen sind sie, die beim ersten Sonnenstrahl schmelzen und dann den Ozeanen zuströmen, in denen wir uns mit mächtigen Kraulbewegungen Zuversicht und Mut antrainieren. Beschreibungen dieser Art finden sich in euren Schriften in der Tat wie, nun ja, Sand am Meer. Ihr Zivis, wir Blitzkrieg, das ist der Refrain des Liedes, das ihr über uns singt.

Aber sagt mal, wärt ihr tatsächlich die Stärkeren, Besseren, Edleren, würde es dann nicht genügen, wenn ihr es einmal feststellen und euch dann wieder eurem stärkeren, besseren, edleren Leben zuwenden würdet? Im Grunde könntet ihr es doch sogar verschweigen. Denn wer stark ist, muss es doch nicht dauernd sagen. Er *ist* stark. Oder er ist es eben nicht. Wer sich dagegen selbst laufend als stark, überlegen, erhaben inszenieren muss, ist in der Regel genau das nicht. Denn er hat es offenbar nötig. Hat man das begriffen, kann man genauer verstehen, warum euer Sprachspiel nie aufhört. Ihr müsst Euch ständig als stark und unabhängig inszenieren, *weil* ihr in dieser ständigen Inszenierung Schwäche und Abhängigkeit zeigt. Es ist eure eigene Inszenierung, die euch zu Opfern macht. Man möchte fast sagen: Ihr macht

euch zu Opfern eurer eigenen Inszenierung.

Ihr stellt eine unmögliche Forderung auf, und dann nehmt ihr das Scheitern an dieser Unmöglichkeit als Beweis für die Verkommenheit aller anderen. Ihr erhebt einen höchsten Anspruch – eure Rede klingelt von Letztbegriffen wie »Substanz«, »Wesen« oder »Seele« –, und dann klagt ihr darüber, dass alle anderen diesem Anspruch nicht genügen. Wenn man aber mal nachfragt, wann genau denn dieser höchste Anspruch erfüllt sei, dann könnt ihr es selbst nicht sagen. Oder ihr rettet Euch, indem ihr festlegt, dass er genau dann erfüllt ist, wenn ihr es sagt.

Unser Problem mit euch ist also gar kein moralisches. Vielmehr sehen wir mit Staunen, wie ihr euch laufend in euer eigenes Problem hineinmanövriert – und uns ungefragt mitzieht. Wann immer ihr »Arschloch oder Opfer« mit anderen spielt, spielt ihr es zu allererst mit euch selbst. Denn jedes Mal, wenn ihr euch zu den anderen verhaltet, verhaltet ihr euch auch zu euch selbst. Um das Nein der anderen zu provozieren, macht ihr euch ständig zum Arschloch. Um das Nein der anderen abzuwehren, macht ihr euch ständig zum Opfer. Und um dieses Spiel vor euch selbst zu rechtfertigen, beruft ihr euch ständig auf Autoritäten und bestätigt damit, dass ihr alles andere als souverän seid. Um euch wieder souverän zu fühlen, macht ihr euch erneut zum Arschloch … Und so wiederholt es sich immer und immer wieder. Betrachtet man diese ständigen Wiederholungen, kann man tatsächlich den Eindruck gewinnen, dass ihr Gefangene eures eigenen Zirkels seid. Und dass ihr das um jeden Preis vor euch selbst verbergen müsst. Ihr findet einfach keine Ruhe.

Die Kreisläufer

Zum Abschluss dieses Kapitels – und als Überleitung zum nächsten – wollen wir den Blick wieder weiten. Es sollen nun noch einmal beide Seiten, ihr und wir, gemeinsam sichtbar werden. Dazu werden wir ein Schlüsselmotiv dieses Buchs aufgreifen und es so entfalten, dass nicht nur deutlich wird, was Rechte und Nicht-Rechte trennt, sondern auch, was sie verbindet. Der Leser kennt es schon. Es ist der Kreis.

In ihrem Selbstporträt waren die Linke und ihre Schützlinge umzingelt von zwei Ringen aus Menschen, die sich unschwer als Karikaturen der Rechten ausmachen ließen. Im Albtraum unseres Informanten war es umgekehrt, dort zog die Republik einen Sperrkreis um das Wäldchen, in das die Rechten sich zurückgezogen hatten. Vor allem aber haben wir das rechte Sprachspiel aus unterschiedlichen Perspektiven immer wieder kreisförmig beschrieben, zuerst als Pendelschwung, also einen Kreisbogen, dann als Zirkel und

Teufelskreis, schließlich als Hamsterrad. Und wie sehr auch immer ihr euch durch die Verwendung dieses Motivs missverstanden fühlen mögt, ihr müsst zugeben, dass es sich von dem Motiv unterscheidet, mit dem ihr sonst von außen beschrieben werdet. Üblicherweise ziehen die anderen ja eine sogenannte rote Linie zwischen sich und euch, eine scharfe Grenze, die zwei Gruppen trennt, indem sie klar markiert, wer drinnen und wer draußen, wer auf der richtigen und wer auf der falschen Seite steht.

Das Bild, in dem wir nun von Kreisen sprechen wollen, ist eine weitläufige, abwechslungsreiche Landschaft. Keine gemalte, sondern eine wirkliche, dreidimensionale Landschaft mit echten Menschen und Dingen. In ihr gibt es Wälder und Seen, Steppen und Wüsten, Felder und Wiesen, Sümpfe und Hügel, es gibt zahlreiche Wege, kleine, verschlungene, deren Verlauf sich gar nicht immer nachvollziehen lässt, und große, die gradlinig den Raum durchmessen. Nur hohe Berge gibt es hier nicht, weshalb rundum der Horizont zu sehen ist. Wir stellen uns diese Landschaft als einen Ausschnitt der Welt vor, der von Rechten und Nicht-Rechten gemeinsam bevölkert ist, und es ist gar nichts besonders Großes oder Auffälliges, was sie voneinander trennt. Keine Festung, kein Wald, kein Heerlager, wohin sich die Rechten zurückgezogen oder die anderen sie zurückgedrängt haben. Auf den ersten Blick könnte man fast übersehen, dass es nur ein Symbol ist, durch das die Rechten sich von den Nicht-Rechten überhaupt unterscheiden lassen.

Es ist ein Kreis, den sie mitten in der Landschaft um sich selbst gezogen haben. Die Welt außerhalb dieses Kreises ist von der Welt innerhalb des Kreises durch nichts unterschieden. Beide gehören zur selben Landschaft, die Menschen und die Natur im Kreis sehen genauso aus wie in dessen Umwelt. Das heißt aber keineswegs, dass alles gleich aussähe, im Gegenteil, Menschen und Landschaft sind innerhalb des Kreises genauso vielfältig und abwechslungsreich wie außerhalb. Ein Wanderer, der sich in dieser Landschaft bewegt, würde darum aus der Ferne gar nicht vermuten, dass es hier so etwas wie einen abgetrennten Bereich gibt. Der Kreis selbst ist nämlich kaum zu sehen. Eigentlich erkennt man ihn nur daran, dass die Rechten sehr oft auf ihm stehen, nämlich immer dann, wenn sie Kontakt zu ihrer Umwelt aufnehmen. Als hätte es ihnen eine innere Stimme befohlen, tun sie das wirklich nur, nachdem sie sich irgendwo auf ihrem Kreis in Stellung gebracht haben.

Was auch immer sie den anderen von dort zurufen mögen, es ist jedes Mal eine starke Behauptung, die mit dem Satz endet: »Und ich habe recht damit«. Darum wird der Kreis von den Nicht-Rechten meist nur der »Rechthaberkreis« genannt. Aber es gibt noch eine weitere Bezeichnung.

Manchmal nennen sie ihn auch den »Kreis der Gegensätze«. Denn es fällt auf, dass die Rechten häufig an der einen Stelle des Kreises das eine behaupten, und an der gegenüberliegenden genau das Gegenteil. Wie jeder Kreis hat auch dieser unendlich viele Punkte, darum können die Rechten auf ihm praktisch alles und zugleich das Gegenteil davon behaupten.

Allerdings fällt etwas anderes noch viel mehr auf. Sobald nämlich jemand aus der nicht-rechten Umgebung ihnen etwas antwortet, das sich nicht als Zustimmung deuten lässt, reagieren die Rechten darauf, indem sie, wiederum wie auf Befehl, unverzüglich eine von vier Kreispositionen beziehen. Diese Punkte sind alle gleich weit voneinander entfernt, so dass sie den Kreis in vier gleiche Segmente unterteilen, und wie bei einer Windrose ist jeder von ihnen einer Himmelsrichtung zugewandt. Wie genau die Rechten auf diesen Punkten auf unsere Einwände reagieren, werden wir gleich schildern.

Jedenfalls ist das Auffälligste an dem Rückzug auf diese vier Positionen, dass die Rechten sie im Laufe eines Streitgesprächs andauernd wechseln. Kaum hat man etwas gesagt, rennen sie schon in rasender Geschwindigkeit zu einem der anderen drei Punkte, um von dort aus etwas zu entgegnen, aber sobald man darauf wieder geantwortet hat, rennen sie weiter zu einem der drei anderen Punkte. Manche von ihnen müssen unfassbare Beinmuskeln haben, denn sie können sogar von Punkt zu Punkt springen. Aus dem Stand!

Nach außen hin verlassen die Rechten den Kreis so gut wie nie, aber sobald sie von ihm zurück in sein Inneres getreten sind, fallen sie nicht mehr auf. Beobachter, die sich von ihrem Geschrei nicht beeindrucken lassen, meinen sogar, sie seien nur dann Rechte, wenn sie auf ihrem Kreis mit uns streiten. Sie finden außerdem, dass man auf den Inhalt des Geschreis nicht allzu viel geben sollte, viel bemerkenswerter sei doch, dass sie, sobald man mit ihnen ins Gespräch gekommen ist, wie wild auf dem Kreis hin und her rasen. Darum haben diese entspannten Zeitgenossen einen Kosenamen für ihre merkwürdigen Nachbarn. Sie bezeichnen sie als »Kreisläufer«. Manchmal rufen sie ihnen, statt auf ihr Gerede zu antworten, zu: »Ihr scheint gut in Form zu sein. Wollt ihr nicht mal an einem unserer Wettkämpfe teilnehmen? Ihr hättet gute Chancen!« Aber die Rechten reagieren darauf gar nicht, sie rennen und hüpfen mit unerhörter Kondition unermüdlich weiter hin und her auf ihrer Bahn. »Schade«, sagen ihre Nachbarn dann, »aber anscheinend können sie es wirklich nur im Kreis.«

Was die Rechten im Inneren ihres Kreises treiben, könnte uns egal sein, wenn wir nicht wüssten, dass sie dort Bilder und Beschreibungen der sie umgebenden Welt entwerfen. Was dabei herauskommt, kriegen wir ja mit, wenn sie mit uns reden, denn was auch immer sie sagen, meistens geht es

dabei um den Teil der Landschaft, den sie so gut wie nie betreten. Dabei sind diese Entwürfe gar nicht mal gänzlich falsch. Sie sind nur beschränkt, wie es Entwürfe aus einer bestimmten Perspektive eben immer sind. Und auch diese Beschränktheit allein wäre noch gar kein Problem für uns, wenn die Rechten ihren eigenen Blick auf die Welt nicht zum Maß aller Dinge erklären und behaupten würden, dass es sich dabei gar nicht um Entwürfe handelt, sondern um für alle anderen gültigen Einsichten. Wenn sie uns nicht andauernd sagen würden, wer und was wir sind.

Entweder ist ihr Blick getrübt oder aber, was wahrscheinlicher ist, sie halten sich bei ihren Entwürfen vor allem an das, was ihnen die Erinnerung an die Zeiten, als sie sich noch nicht in ihren Kreis zurückgezogen hatten, und die Phantasie über ihre Außenwelt einflüstern. Jedenfalls erscheinen wir und unsere Landschaft in diesen Entwürfen merkwürdig zweidimensional. Es kommt uns so vor, als gebe es für die Rechten nur innerhalb des eigenen Kreises Vielfalt und Unterschiede, während unsere Welt ihnen wie eine große öde Fläche erscheint, in der alle Menschen die gleichen Gedanken und Gefühle haben.

Vor allem aber unterläuft den Rechten in ihren Entwürfen der Welt ein gravierender Fehler. Weil sie sich immer nur auf ihrem kleinen Flecken aufhalten und sich in der Landschaft nicht bewegen, halten sie den Horizont, der alle, sie und die anderen, umschließt, ebenfalls für einen Kreis. Aus ihrer Perspektive ist das durchaus nachvollziehbar, denn für sie bleibt er ja immer an derselben Stelle. Aber das ist ein Schein, so wie die Bewegung der Sonne um die Erde nur ein Schein ist.

Tatsächlich ist der Horizont aber nichts als die Grenze unseres Blickfeldes, das Ende des verfügbaren Teils der Welt, hinter dem sich die Erdkugel nach allen Seiten wegbiegt und ihren jeweils unverfügbaren Rest unserem Blick entzieht. Jeder, der die Landschaft auch nur ein paar Kilometer durchwandert hat, weiß das. Er weiß, dass sich der Horizont nicht erreichen, betreten oder abschreiten lässt, weil er erkannt hat, dass er sich mit uns mitbewegt. Er gehört zu uns, nicht zur Welt. Es gibt ihn gar nicht als solchen, sondern nur als äußerste Grenze der Welt, so wie sie sich von einem beliebigen Standpunkt aus darbietet. Aber weil die Rechten diesem Schein hartnäckig aufsitzen, entwerfen sie in ihrem schlumpfhausenartigen Kreis eine fehlerhafte Karte der Landschaft, in der sie leben.

Sie zeichnen in der Mitte ihren kleinen Kreis, und um ihn herum zeichnen sie den Horizont als einen zweiten, größeren Kreis. Damit haben sie den Teil der Landschaft, in dem sie sich eingerichtet haben, um sich von allen anderen zu unterscheiden, zum Mittelpunkt und zugleich zum Modell der Welt gemacht. Und das hat Folgen für uns. Was immer wir sagen, sie halten

es für eine Abbildung unseres Kreises. Kommt uns nicht mit Universalismus oder Logik oder Menschenrechten, sagen sie – wir sehen doch, dass ihr darauf nur besteht, weil das euer Kreis ist. Im Gegensatz zu euch können wir aber beide Kreise sehen, unseren und euren. Ihr dagegen schaut immer nur zu uns herüber und seht, weil er so unmenschlich groß gezogen ist, euren eigenen Kreis gar nicht. Wir sehen also mehr als ihr, und darum haben wir recht.

Dass sie dabei allerdings einem Schein aufsitzen, das sehen sie nicht. Denn um ihn aufzulösen, müssten sie sich bewegen.

Auf der Windrose

Wie sieht nun eurer merkwürdiges Rumgerenne und Rumgehüpfe zwischen den vier Kreispositionen, von dem eben die Rede war, im Einzelnen aus? Das Muster ist immer das gleiche. Meist beginnt es damit, dass ihr von irgendwo auf dem Kreis irgendetwas in die Umgebung reinbehauptet. Was, spielt überhaupt keine Rolle, an Anlässen scheint es euch jedenfalls nicht zu mangeln.

Nehmen wir einen rechten Allerweltsatz. »Die Islamisierung bedroht unsere Identität als Deutsche«, ruft ihr zum Beispiel von irgendwo auf dem Kreis. »Glauben wir nicht«, rufen wir zurück, und es ist kaum verhallt, da rennt ihr schon schnurstracks und ohne Zögern zur südlichsten Stelle des Kreises, auf den Punkt, den wir aus langjähriger Erfahrung den *Behauptungspunkt* nennen.

Denn dort, im hellen Licht des Mittags, wiederholt ihr die von uns in angezweifelte Behauptung einfach noch einmal, nur lauter und in noch selbstgewisserem Ton. »Wirklich?«, fragen wir zurück. »Von 5 % der Bevölkerung fühlt ihr euch bedroht? Und inwiefern hindern Menschen, die einfach nur anders leben als ihr, euch daran, zu leben, wie ihr wollt?«. Statt einer Antwort folgt nun meist eine weitere Behauptung, zum Beispiel: »Der Islam ist eine kriegerische Ideologie und eine rückständige Kultur«. Wenn wir dann darauf hinweisen, dass sich die Kritik an einer Setzung nicht durch weitere Setzungen ausräumen lässt, verliert ihr schnell die Geduld mit uns. Wie ein Löwe bringt ihr euch in Positur, brüllt an uns vorbei die Sonne an und setzt die Setzung der Setzung: »Es ist einfach so. Wir wissen das. Und weil wir das wissen und ihr offenbar blind seid, habt ihr euch nach uns zu richten.« Weil uns das natürlich nicht überzeugt, geht es nun nach diesem Muster eine Weile weiter hin und her, bis es euch auf dem Behauptungspunkt irgendwann ungemütlich wird, weil ihr merkt, dass die Masche auf Dauer ein bisschen doof klingt. Und doof wollt ihr ja nicht sein.

»Überhaupt, was soll das denn eigentlich sein, diese deutsche Identität. Was macht denn einen Deutschen zum Deutschen?«, haben wir zum Beispiel gerade gefragt, als ihr mit einem Riesensatz ohne Anlauf auf den westlichsten Punkt des Kreises springt.

Dort, am *Zweifelpunkt*, wie wir ihn nennen, zählt ihr ein paar Wörter, Eigenschaften, Epochen und Namen auf, in denen sich angeblich das deutsche Wesen zeigt. Und wenn wir dann entgegnen, da fielen uns aber ganz andere Dinge ein, außerdem habe sich das, was die Deutschen als deutsch empfinden, doch im Laufe der Zeit erheblich gewandelt, darum würde uns schon interessieren, nach welchen Kriterien sich denn Deutsche von Nicht-Deutschen unterscheiden ließen, denn der Pass allein ist es ja in euren Augen gerade nicht – dann schaut ihr der untergehenden Sonne hinterher, blickt gedankenverloren und fangt an zu raunen.

Ja, das sei es ja gerade, was wir ums Verrecken nicht kapieren wollten: Dass man so tiefe Verbindungen wie die zum eigenen Volk niemals beweisen, sondern immer nur in sich spüren könne. Und wenn wir es nicht täten, dann zeige das nur, wie entfremdet wir schon von unseren eigenen Wurzeln seien. Und so sei es mit allen wesentlichen Einsichten. Mit Sicherheit könne man eben nichts wissen, denn der Ursprung allen Seins liege nun mal im Dunkeln. Und dann macht ihr einen auf Melancholisch-Überlegen: »Habt ihr denn die letzten hundert Jahre Philosophiegeschichte verpennt? Gar nicht mitbekommen, dass nach Gott auch die Vernunft entthront wurde? Ihr könnt es doch nur nicht ertragen, dass euer alter Götze Aufklärung zertrümmert am Boden liegt, ihr haltet das Nichtwissen einfach nicht aus. Wir schon, wir umarmen es sogar.«

Überzeugt uns aber alles nicht. »Entschuldigt bitte«, entgegnen wir, »das Sein mag sein, was es sei, aber wenn uns nach Tiefsinn und Ursprungsfragen zumute ist, reden wir nicht mit euch, sondern lesen Hölderlin. Ihr schuldet uns aber immer noch eine Antwort auf die simple Frage, warum für uns gelten soll, was ihr nur fühlt?« Auch hier kann es nun noch eine ganze Weile hin und her gehen. Ihr werdet darauf bestehen, dass es euch nur um die Abwehr unserer lebensfernen Rationalität zu tun sei. Eine maschinenhafte, noch so scharfe Logik sei eben ein stumpfes Messer, wenn es um Fragen gehe, die allein das Lebens entscheiden könne. Aber Kopfmenschen wie wir, die sich die Welt nach ihren Prinzipien zurechtbögen, bräuchten offenbar erst den Ernstfall, um zu merken, wo sie hingehören. »Nö«, sagen wir dann, »uns geht's gerade gar nicht ums Prinzip. Wir haben euch nur ein paar einfache Fragen gestellt, auf die ihr uns bisher nicht geantwortet habt.«

Aber schließlich scheint es euch auch auf dem Zweifelpunkt ungemütlich zu werden. Denn von einem Moment zum nächsten seid weg, davongerast

zum gegenüberliegenden Punkt auf der Ostseite.

Wir nennen ihn den *Pattpunkt*, denn wenn ihr hier angekommen seid, habt ihr angeblich eingesehen, dass man nicht einfach für alle anderen festlegen kann, was wahr ist und was nicht. »Na gut«, sagt ihr, »dann sehen wir es eben so, und ihr seht es so. Ihr habt die eine Meinung, und wir haben eine andere. Jeder muss sich für seine eigene Wahrheit entscheiden. Wahrheit gibt es halt nur im Plural. Sowas in der Art sagt schließlich auch die Postmoderne, aber das ist eben nur für euch und euren Universalismus ein Problem, denn wir vertrauen ja gar nicht auf den Geist, sondern auf das Leben. Ihr habt euch entschieden, im Riesenkreis der Menschheit zu leben, wir aber wollen in unserem Kreis einfach nur unsere Identität wahren.«

Einerseits habt ihr euch damit sehr weit zurückgezogen, wenn man bedenkt, wie herausfordernd ihr euch anfangs aufgeplustert habt. Zugleich scheint ihr aber auch erleichtert, dass ihr euch nicht mehr so stark geben müsst, was gut zum zarten Licht der aufgehenden Sonne passt, das man hier genießen kann. Dummerweise lassen wir aber immer noch nicht locker. »Heißt das denn«, fragen wir, »ihr rückt von eurem Anspruch ab, alle anderen müssten einsehen, dass ihr Recht habt?«. Das regt euch jetzt auf. Da habt ihr schon ein Unentschieden angeboten, aber wir nörgeln weiter. Kopfmenschen eben. »Nein«, sagt ihr, »das heißt es ganz und gar nicht. Jeder muss eben für seine Wahrheit kämpfen, und am Ende wird sich schon zeigen, wer der Stärkere ist.«

Na gut, dann müssen wir euch wohl doch mit ein bisschen Logik kommen. »Abgesehen davon«, sagen wir, »dass wir uns gerade in gar keinem Kreis befinden, sondern sehr geduldig an eurem Kreis stehen, habt ihr doch eben behauptet, ihr hättet recht, und daran hätten wir uns zu orientieren. Und plötzlich sollen wir auch recht haben? Das passt doch hinten und vorne nicht zusammen. Ihr könnt euer Recht ja gerne fühlen. Aber entgegen euren Beteuerungen zieht ihr euch doch gerade nicht ins Leben zurück, sondern diskutiert mit uns, dabei verstrickt ihr euch in Widersprüche, und wenn wir euch darauf hinweisen, macht ihr taktische Rückzüge. Also bitte, gilt nun euer Anspruch oder unsere Kritik daran?«

Passend zum Sonnenstand wittert ihr nun Morgenluft. Jetzt, meint ihr, hätten wir das Rad überdreht und unsere wahre Natur gezeigt, und das wollt ihr uns um die Ohren hauen. Das sei ja eine unglaubliche Intoleranz. Wir seien es doch, die in Wirklichkeit abweichende Meinungen nicht gelten ließen. »Ihr unterdrückt unser Anderssein!«, ruft ihr, mit offensichtlichem Gefallen an der Opferpose. Uns beginnt die Sache allmählich auch langweilig zu werden, aber wir sind geduldig.

»Nein«, entgegen wir, »mit Unterdrückung hat das nichts zu tun. Wir

haben nur euren Anspruch nicht akzeptiert, dass für uns auch gelten soll, was für euch gilt. Ihr könnt euer Deutschsein so tief fühlen, wie ihr wollt, aber wenn das alles ist, gibt es keinen Grund, warum wir uns daran orientieren sollten. Ihr könnt doch nicht einfach festlegen, dass andere so zu sein haben wie ihr. Und jetzt haben wir euch lediglich darauf hingewiesen, dass ihr diesen Anspruch nicht aufrechterhalten könnt, wenn ihr zugleich behauptet, unsere Kritik an eurem Anspruch sei ebenfalls berechtigt. Und wo wir schon dabei sind, ihr widersprecht euch andauernd selbst, und zwar auf allen drei Punkten. Im Süden beginnt ihr ein Gespräch, indem ihr es zugleich mit einer Behauptung, über die ihr gar nicht reden wollt, beendet. Im Westen behauptet ihr, etwas zu wissen, was man gar nicht wissen, sondern nur fühlen kann. Und hier im Osten nennt ihr uns Gründe für die Sinnlosigkeit aller Gründe. Schon ein bisschen auffällig, dass ihr die ganze Zeit mit uns redet, aber wir dabei anscheinend nur die Kulisse für eure Behauptungen abgeben sollen. Das funktioniert so nicht.«

Und wieder rennt ihr davon. Zum letzten der vier Punkte, der euch noch bleibt, dem nördlichsten.

Wir nennen ihn den *Männerpunkt* oder auch: die *Kaserne*, weil ihr hier sehr viele Worte darüber verliert, wie sinnlos es ist, Worte an Leute zu verschwenden, mit denen man nichts gemeinsam hat. Hier gibt es nur noch den Monolog des einsamen Wolfs, der sich in die kalte Polarnacht der ewigen Paradoxien und Absurditäten aufmacht, in eine Zone der reinen Existenz ohne Sinn und Wahrheit, in der es nur extrem dicht behaarte Wesen aushalten. Aber ihr macht euch ja gar nicht auf. Ihr redet nur davon. Etwa in der Art:

»So, ihr Schlaumeier, wenn ihr uns hier mit eurer Brotkrümelweisheit der Widersprüchlichkeit überführt, dann setzen wir hiermit fest, dass dann eben der Widerspruch gilt. Dann heißt Ja eben Nein, dann ist richtig gleich falsch, dann stimmt unsere Behauptung, und zugleich stimmt sie nicht. Denn was könnt ihr dagegen machen? Gar nichts. Ihr klammert euch nur an eure Vernunft, weil ihr zu feige seid, dem Leben ins Gesicht zu sehen. Wahre Souveränität zeigt sich eben im ironischen und, wenn es sein muss, auch im zynischen Verhältnis zur Wahrheit. Und im Stil natürlich. Wir befinden uns schließlich nicht in einer eurer Schwatzbuden, sondern in einem geistigen Bürgerkrieg. Und wenn ihr so dumm seid, ihn eskalieren zu lassen, bitte schön, dann machen wir euch Hobbits halt platt. Und dann besiedeln wir euren ganzen Riesenkreis, nur wird er dann nicht mehr Menschheit heißen, sondern Mordoroderso. Und wollt ihr noch was wissen? Den schönsten Widerspruch verkörpern wir in uns selbst. Ihr jammert, dass wir uns wie Arschlöcher verhalten, und dann macht ihr euch über uns lustig, weil wir

wie Opfer jammern. Na und? Wir sind eben beides, wir entscheiden selbst, wann wir Arschlöcher sind und wann Opfer. Und weil wir das wie alles andere auch alleine entscheiden, befehlen wir uns selbst auch, was immer wir wollen, und immer gehorchen wir uns. Wir haben uns selbst unterworfen, wir sind Arschlochherr und Opferknecht, Oberstfeldwebel und Rekrutenwurst in einer Person. Und darum nennen wir die Härtesten von uns auch: Ein-Mann-Kasernen.«

Und in diesem Ton geht es immer weiter und weiter.

Aber natürlich haltet ihr es letzten Endes auch hier nicht aus. Natürlich fordert ihr bald unseren Widerspruch erneut heraus, damit das Spiel von vorne losgehen kann. Ihr stellt euch irgendwo auf eurem Kreis hin, behauptet irgendetwas, und sobald wir auch nur eine Frage geltend machen, lauft und springt ihr zwischen den vier Punkten hin und her. Und da sich auf jedem dieser Punkte ein und derselbe unaushaltbare Selbstwiderspruch wiederholt, ist es auch vollkommen egal, in welcher Reihenfolge das geschieht. Ihr könnt von der Behauptung ins Patt laufen, vom Patt in den Zweifel, vom Zweifel zurück in die Behauptung, von der Behauptung direkt in die Kaserne, von der Kaserne ins Patt, vom Patt in die Behauptung, ganz wie ihr gerade wollt und wie euer Gesprächspartner es zulässt. Aber solange ihr nicht ernst nehmt, was ihr da sagt, wird es nie passieren, dass ihr mal eine Position – oder um es in eurer Sprache zu sagen: einen einmal bezogenen Posten wirklich haltet.

Hinter dem Horizont

Aus unserer Sicht gäbe es nun, was das Verhältnis von Rechten und Nicht-Rechten betrifft, zwei Möglichkeiten. Wenn wir wollen, können nämlich auch wir »entweder-oder« sagen: Entweder ihr setzt euer Spiel endlos fort, indem ihr auf eurem Kreis herumlauft und springt und ihn dabei immer weiter austretet, bis er zuerst zur Vertiefung und irgendwann zum Schützengraben geworden ist – und das Kreisinnere zur Insel der wilden Kerle, die auch ein Wanderer schon von Weitem erkennen würde.

Oder ihr denkt mal über das Angebot nach, das wir euch jetzt machen.

Es ist und bleibt ja bis auf weiteres so, dass wir euch deutlich weniger brauchen als ihr uns. Und so lange das so ist, werden wir euch auch nicht los. Darum haben wir darüber nachgedacht, ob es nicht irgendeine Möglichkeit gebe, euch zu lassen, wie ihr seid, aber zugleich den geistigen Bürgerkrieg zu beenden. Für viele von euch ist das eine geradezu existenzbedrohende Idee, das wissen wir. Aber für manche vielleicht auch nicht. Einige von euch finden die Möglichkeit, irgendwie rechts bleiben zu

können, ohne sich andauernd gegen alle Nicht-Rechten behaupten zu müssen, ja vielleicht interessant. Oder zumindest einen Versuch wert, nicht unriskant zwar, aber, glaubt uns, mit guten Gewinnchancen.

Und dieser Versuch könnte so aussehen.

Zunächst mal würden wir gar nicht erwarten, dass ihr euren Kreis verlasst. Nur wenn ihr den Kontakt zu uns sucht, hätten wir einen Vorschlag. Bitte sehr, stellt euch auf euren Kreis und bezieht eure Positionen. Wir würden sie euch gar nicht ausreden wollen. Genauso wie das Innere eures Kreises zu der euch umgebenden Landschaft gehört, können auch die vier markanten Punkte auf der Kreisbahn von uns aus gerne weiter existieren. Jeder von ihnen enthält nämlich Möglichkeiten, von denen ihr vielleicht noch gar nichts ahnt. Wir würden also gar nicht erwarten, dass ihr zu uns übersiedelt oder so werdet wie wir. Ihr müsstet nur eine klitzekleine Kleinigkeit dazu beitragen, dass wir uns zwar weiterhin schlecht, aber vielleicht etwas weniger schlecht als bisher verstehen. Und was wäre das? Nun, ihr könntet mal ausprobieren, was passiert, wenn ihr von den vier Positionen aus, statt euch im Streit immer wieder auf sie zurückzuziehen, nur einen einzigen Schritt aus dem Kreis heraustretet, dort stehenbleibt und dann die Möglichkeiten wahrnehmt, die sich dort bieten.

Wir deuten sie mal kurz an.

Wenn ihr zum Beispiel einen Schritt vom Südpunkt in die Landschaft hinein macht, würde sich eurem Blick mit einem Schlag das weite Feld der Behauptungsmöglichkeiten eröffnen. Behaupten kann man nämlich alles, und besonders großen Spaß macht es, wenn man es undurchdacht tut, quasi experimentell, und einfach abwartet, was passiert. Aber das heißt auch: wirklich abwartet, was passiert. Man kann dann immer noch sehen, ob man trotzig auch gegen Widerstand auf einer Behauptung besteht, oder ob man statt der kritisierten eine andere Meinung ausprobiert. Oder versucht, die Behauptung als These zu formulieren, die man dann Stück um Stück gegen Einwände präpariert. Die einzige Voraussetzung für dieses Spiel mit dem Behaupten wäre der Verzicht auf den Anspruch, dass die eigene willkürliche Behauptung für alle gelten soll, bevor sie so begründet ist, dass alle ihr zustimmen können.

Eine andere Möglichkeit würde darin bestehen, aus der Behauptung eine Ideologie zu machen. Politische Parteien und Bewegungen sind ja im Grunde nichts anderes als quasi-religiöse Vereinigungen von Menschen, die sich auf ein paar nicht begründungsbedürftige Glaubenssätze geeinigt haben. Nur gilt darum für Parteien das Gleiche wie für Religionen: Jeder darf glauben, was er will, solange er einsieht, dass das auch für alle anderen Arten des Glaubens gelten muss. Wer, wie etwa die AfD, beansprucht, Partei und

zugleich keine Partei zu sein, weil man ja angeblich das ganze Volk vertritt, der wird sich unweigerlich selbst wieder zurück auf die Kreisbahn schicken. Aber wenn die AfD sich entschlösse, eine Art bundesweiter CSU zu werden, dann würden wir sie vielleicht immer noch nicht wählen. Aber wir würden nicht länger fragen, wozu das Land eine solche Partei braucht.

Am Westpunkt warten andere Möglichkeiten. Der eine Schritt, den ihr dort gehen müsstet, könnte euch zu der Einsicht verhelfen, dass die Skepsis sich selbst auffrisst, wenn sie dogmatisch die Unmöglichkeit von Erkenntnis behauptet. Alles Wissen beginnt mit Unwissen, und viele Fragen sind auch nach hartnäckigen Versuchen immer noch unbeantwortet. Dass man kein Kriterium besitzt, um eine Unterscheidung zu treffen, die ein Problem lösbar machte, heißt nicht, dass man es nie finden wird. Wenn die Skepsis sich nicht in Willkür oder Beliebigkeit verlieren will, muss sie einfach nur ihr »nicht« in ein »noch nicht« verwandeln. Im Übrigen zeichnet sich gerade das Abendlicht durch eine eigenartige Zweideutigkeit aus. Einerseits gewinnen alle Erscheinungen im Zwielicht an Kontur, sie werden also deutlicher; zugleich aber wächst bei abnehmenden Licht die Mannigfaltigkeit des Sichtbaren, weswegen es immer schwieriger wird, sie zu ordnen. Genau diese Mischung aus Deutlichkeit und Unübersichtlichkeit, aus Hell und Dunkel, steht am Anfang jeder Wissenschaft, die ihren Namen verdient. Hegels berühmte Eule der Minerva beginnt nicht ohne Grund ihren Flug in der Dämmerung.

Der Schritt, den ihr vom östlichsten Punkt des Kreises aus machen könnt, wäre der leichteste. Und zugleich wäre es der schwerste. Der kleinste, und zugleich der größte. Hier könntet ihr sein, was ihr seid, euch dadurch von anderen, die etwas anderes sind, unterscheiden. Und zugleich müsstet ihr alles aufgeben, was ihr zu sein behauptet. Hier könntet ihr zum Beispiel Deutsche sein. Einen Schritt von eurem Kreis entfernt würde dann hier jemand auf euch warten, von dem ihr selbst nicht so recht wisst, ob er zu euch gehört. Er scheint euch so zu verunsichern, dass ihr ihn nicht verleugnet, ohne euch allerdings zu ihm zu bekennen. Armin Mohler zählt ihn zur Konservativen Revolution, aber mehr als zwei, drei verstohlene Stellenangaben hat er zu ihm nicht zu bieten. Ein leidenschaftlicher Deutscher, ja ein von Deutschland Besessener wartet hier auf euch, einer, der die deutsche Sprache wie wenige andere beherrschte; der sich einen höchst eigenartigen Reim auf die deutsche Geschichte zu machen wusste; der sein Deutschsein als so unausweichlich empfand, dass er die Idee, in der Sprachgestalt einer Literatur bilde sich die Physiognomie einer Landschaft ab, für unabweisbar hielt; der so nationalkonservativ war, dass er am 30. Juni 1934 Freunde verlor.

Hier wartet Rudolf Borchardt auf euch. Ein deutscher Jude, der um keinen Preis Jude und um jeden Preis Deutscher sein wollte, aber um keinen Preis nur Deutscher. Vielleicht bedarf es eines Rest Zweifels, ob man wirklich dazugehört – er mag sich im Selbstgespräch oder durch Unterstellungen anderer äußern –, um zu begreifen, dass man sich sein Vaterland erwerben muss, immer und immer wieder aufs Neue; und um zu verstehen, dass genau diese Arbeit all jene verbindet, die an ihren Vaterländern arbeiten. Borchardt sah Deutschland als Schicksal an, aber nicht als Besitz. Und umgekehrt war er aus guten Gründen zu stolz, um andere darüber entscheiden zu lassen, ob Deutschland ihn besitzen dürfe. Er wusste, dass Deutschland mehr war als das sogenannte deutsche Volk.

»Alle meine Kräfte«, schrieb er zu einer Zeit, als seine Heimat ihn längst ausgespien hatte wie einen sauren Apfel, »gehören einem menschlichen, christlichen, deutschen Vaterlande, und noch mein letzter Atem wird ihm gehören.« Und dann hat Borchardt noch einen Satz geschrieben, der eurem Gerede vom Ursprung, der angeblich alle Deutschen verbinde, ganz egal, was sie aus ihrem Deutschsein gemacht haben, ein für alle Mal Runen und Raunen austreiben sollte: »Aber das Vaterland ist nicht nur unsere Mutter. Es ist auch unser Kind.« An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so lesen wir ihn.

Wir haben Rudolf Borchardt nicht als Vorbild hierhin gestellt. Niemand verlangt, dass ihr so werden sollt wie er. Wir wollen euch nur zeigen, *wie anders* einer von euch sein kann. So anders, dass ihr euren Kreis verlassen müsst, um ihm zu begegnen. Und Borchardt ist ja bei weitem nicht der einzige, für den das gilt. Einen Schritt von eurem Kreis entfernt erwartet euch im Vogelgezwitscher des anbrechenden Tages eine Vielfalt von Menschen und Meinungen, die einerseits zu euch gehören, andererseits nicht. Am Ostpunkt gäbe es die Rückseite des harten Entweder-oder zu entdecken: das weiche Teils-teils, nicht der Kompromiss, sondern die Unterscheidung von verschiedenen Blickwinkeln.

Bliebe noch der Nordpunkt. Hier geht nicht mehr viel. Der einzige Schritt, der sich hier noch machen ließe, wäre der von der Selbstversklavung in die Feier des Unsinns. Immerhin! Und warum denn auch nicht? Solange ihr den Widerspruch nicht zum Prinzip erklärt – meine Güte, dann widersprecht euch doch selbst. Das tun wir ja auch ständig. Aber eben nicht immer oder nur dann, wenn es uns gerade passt. Ansonsten hat Nietzsche alles Nötige dazu gesagt:

»Wie kann der Mensch Freude am Unsinn haben? So weit nämlich auf der Welt gelacht wird, ist dies der Fall; ja man kann sagen, fast überall wo es Glück gibt, gibt es Freude am Unsinn. Das Umwerfen der Erfahrung in's

Gegenteil, des Zweckmäßigen in's Zwecklose, des Notwendigen in's Beliebige, doch so, dass dieser Vorgang keinen Schaden macht und nur einmal aus Übermut vorgestellt wird, ergötzt, denn es befreit uns momentan von dem Zwange des Notwendigen, Zweckmäßigen und Erfahrungsgemäßen, in denen wir für gewöhnlich unsere unerbittlichen Herren sehen; wir spielen und lachen dann, wenn das Erwartete (das gewöhnlich bange macht und spannt) sich, ohne zu schädigen, entladet. Es ist die Freude der Sklaven am Saturnalienfeste.«

Schließen wir den Kreis. Wenden wir den Blick noch einmal zurück in die Landschaft. Sie ist gerade ganz ruhig, fast wirkt sie unbelebt, als aus der Mitte eures Kreises überraschend ein Bussard in die Lüfte steigt. Höher und höher, immer höher. Was würdet ihr sehen, wenn ihr euch an seiner Stelle befändet? Zunächst würdet ihr wohl erkennen, wie klein euer Kreis und wie groß die Landschaft ist, irgendwann wäre er sogar nur noch ein Punkt, der allmählich ganz in seiner Umgebung aufgehen würde. Aber vorher würdet ihr noch etwas anderes sehen, und das würde euch vermutlich erstaunen. Euer Kreis ist gar nicht der einzige. Die Landschaft ist voll davon!

Einige sehen dem eurem zum Verwechseln ähnlich, auch auf ihrem Rand stehen Leute und rufen etwas in ihre Umgebung hinein. Hier sind es ein paar Salafisten, dort ein paar militante Linke, weiter hinten ein paar freiheitlich-demokratische Alarmtrompeter. Aber es gibt auch andere Kreise. Sie sind feiner gezogen, manche so fein, dass man sie auf den ersten Blick gar nicht erkennt. Aber kaum hättet ihr sie wahrgenommen, würdet ihr bemerken, dass hier Leute ganz zwanglos aus dem Kreisinneren die Umgebung und aus der Umgebung das Kreisinnere betreten, teilweise unterhalten sie sich sogar über die Kreislinie hinweg. Je mehr sich euer Blick für diese feineren Kreise geschärft hätte, desto leichter würdet ihr sie erkennen und nach einer kurzen Zeit der Gewöhnung auch sehen, wie unterschiedlich groß und vor allem wie zahlreich sie sind! Die ganze Landschaft erschiene euch nun wie ein Muster aus unzähligen, teils nebeneinander liegenden, einander teils überlagernden, teils schärfer, teils schwächer markierten Kreisen.

Je höher ihr stieget, desto unscheinbarer würden sie, aber dafür träte nun ein anderer Kreis immer deutlicher hervor: der Horizont, der die ganze Landschaft mit all den Kreisen umschließt und in sich birgt, bis schließlich in der äußersten Höhe, die dieser Vogel erreichen kann, allmählich auch seine Kontur verschwömme, um sich als ein Schein zu erweisen – während die Landschaft sich zur Kugel formt.

D. Zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück

Worüber mit Rechten reden?

Wir haben uns nun ausführlich darüber ausgelassen, wie ihr Rechte mit uns Nicht-Rechten redet. Und dabei haben wir auch mehr als einmal gesagt, dass wir eure Art des Redens, das rechte Sprachspiel, inakzeptabel finden. Spielt es, aber ohne uns. Wenn ihr jedoch bereit wärt, es zu lassen – dann gerne mit uns! Denn die von euch vertretenen Meinungen, Überzeugungen und Ideen, das haben wir ebenso oft und deutlich gesagt, stellen für uns außerhalb dieses Spiels gar kein Problem dar. Spielt nicht mit uns, und wir können über fast alles reden. Denn zwar erscheint uns vieles von dem, was ihr sagt, auch bei nüchterner Betrachtung noch als haltloser, unbegründeter Unsinn. Aber vieles eben auch nicht.

Viele eurer Anliegen enthalten, aus unserer Sicht, ein Körnchen Wahrheit, manche auch zwei, und manchmal besitzen sie sogar einen wahren Kern. Wo genau der Unsinn liegt und wo sich ein Körnchen Wahrheit verbirgt, das wird man aber wohl erst im Streitgespräch herausfinden. Wenn euch etwas an der Zustimmung außerhalb eurer eigenen Kreise gelegen ist, solltet ihr also die Nähe von uns Nicht-Rechten suchen. Und ihr solltet die Bedingungen kennen, unter denen wir bereit sind, mit euch zu reden. Weil allein die Möglichkeit, dass wir euch mit einem solchen Angebot »salonfähig« machen, eure Ideologie »normalisieren« oder den Bereich des »Sagbaren« erweitern könnten, unsere linken Freunde ins Schwitzen brächte, würde uns das vielleicht sogar Spaß machen. Interessant wäre es allemal.

So, und damit genug geplaudert. Werden wir konkret. Wenn ihr wollt, reden wir mit euch, und zwar gerne über eure Themen: über Migration und Flüchtlinge, über Recht und Widerstand, über Heimat, Volk und deutsche Kultur, über Ungleichheit und Islam und Terror, über Konservativismus, Nationalsozialismus und das, was Ihr Schuldkult nennt. Darüber redet ihr die ganze Zeit, und warum nicht mal zur Abwechslung mit uns.

Voranschicken sollten wir vielleicht einen Vorbehalt. Er wird niemanden, der bis hierhin gelesen hat, überraschen. Auch in diesem Kapitel geht es nicht darum, irgendjemandem beizubringen, wie man Rechten gegenüber Recht behalten kann. Wir bieten hier kein Idealmodell eines erfolgreich geführten und am besten noch gewonnenen Gesprächs an, nach dem Motto:

So machen wir sie fertig! Was wir im Sinn haben, ist eine Art Vademecum, das Nicht-Rechten wie Rechten die – nicht selten begründete – Angst nimmt, sich auf ein Gespräch miteinander einzulassen. Ein Vorschlag, wie es gelingen könnte, dass Rechte und Nicht-Rechte miteinander reden, ohne dass eine Seite befürchten muss, von der anderen platt gemacht zu werden.

Wir werden in diesem beschränkten Rahmen nicht alles ausdiskutieren können. Das muss auch gar nicht sein. Wir wollen euch hier nicht mit ausgefuchstem Expertenwissen und fein ziselierten Argumenten in die Enge treiben. Viele der genannten Themen sind auch so komplex, dass sie von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden können. Keiner davon ist von vornherein den anderen überlegen; welcher am Ende Geltung beanspruchen darf, kann sich erst aus der Diskussion über ihre Gründe ergeben. Viele dieser Themen halten wir für dringend diskussionswürdig, was aber schwierig, wenn nicht unmöglich ist, wenn die eine Seite mit der anderen ihre Spiele treibt. Wie das Gespräch verläuft und endet, ist also erst einmal offen.

Über Flüchtlinge

Lasst uns mit der Flüchtlingskrise anfangen. Der Sommer 2015 war der historische Moment, der vermeintlich für alle sichtbar werden ließ, was die Stunde geschlagen hatte. Die Euro- und Finanzkrise hatte das nicht leisten können, sie war am Ende doch zu sehr Ökonomenkram, zu lebensfern, nicht drängend genug, zumindest für uns Deutsche. Anders die Flüchtlingskrise. Alles, wovor manche von euch seit Jahrzehnten gewarnt hatten, schien mit einem Schlag für jeden evident. Man müsse, sagtet ihr, schon böswillig oder blind sein, um es noch zu bestreiten: Hunderttausende von Fremden, die meisten davon Muslime, die meisten davon Männer, jung, vital, von ihrer entbehrungsreichen Flucht zugleich ausgehungert und gestählt, gekommen, um uns das Unsere streitig zu machen – unsere Arbeitsplätze, unsere Frauen, unser Geld, unsere Nation und unsere Heimat. Euren Vorläufern in den 80er, 90er und 00er Jahren war kein dauerhafter Erfolg beschieden gewesen mit ihrem Alarm, das Boot sei voll, mit ihren Rufen nach Kindern statt Indern. Das kam damals nicht an.

Doch jetzt scheint Abstreiten keine Option mehr. Spätestens seit dem Refugees-Welcome-Sommer 2015, sollte man meinen, haben doch die Ereignisse euren Warnungen ein Maß an Evidenz verliehen, das all jene, die sie immer noch nicht hören wollen, als weltfremde Idioten enttarnt. Wenn nicht sogar als Verräter. Der Riss in der Gesellschaft, so ist immer öfter zu hören, verläuft nicht mehr zwischen Rechten und Linken, sondern zwischen

Realisten und Utopisten, zwischen denen, die die Wirklichkeit klar vor Augen haben und denen, die sich an ideologische Konstrukte klammern.

Ihr wollt die Syrer hier nicht haben. Und ihr wollt euch dafür nicht beschimpfen lassen. Wer euch dann auch noch moralisch kommt, mit Hilfsbereitschaft und Menschenwürde und Weltoffenheit und kultureller Bereicherung, dem haltet ihr das Recht entgegen: Ihr zeigt ihm das Grundrecht auf Asyl in der Verfassung. Denn das gilt ausdrücklich nicht für Flüchtlinge, die bereits anderenorts in Sicherheit waren. Ihr zeigt auf Paragraph 18 des Asylgesetzes, wo klipp und klar steht: »Dem Ausländer ist die Einreise zu verweigern, wenn er aus einem sicheren Drittstaat einreist.« Ihr zeigt auf die europäische Dublin-III-Verordnung, nach der Griechenland oder Ungarn oder Kroatien zuständig sind, den Flüchtlingen der Balkanroute Schutz zu gewähren, aber nicht Deutschland. Lauter Rechtssätze, die ihr euch nicht ausgedacht habt. Einen »eklatanten Rechtsbruch« habe die Bundesregierung mit der Öffnung der Grenzen für die Flüchtlinge im Sommer 2015 begangen. Das behauptet ihr nicht einfach so. Das steht in Gesetz und Verfassung!

Und nicht nur ihr behauptet das. Das sagen auch Autoritäten, hoch angesehene Staatsrechtslehrer und langjährige Verfassungsrichter wie Udo Di Fabio und Hans-Jürgen Papier. Di Fabio hat in einem 125-seitigen Gutachten für die bayerische Staatsregierung mit großem Aufwand begründet, warum er die Grenzöffnung für rechts-, ja mehr noch: für verfassungswidrig hält. Für unvereinbar mit der *Staatlichkeit* Deutschlands als Voraussetzung der Verfassung, die verlangt, dass Deutschland sein Territorium und damit seine Grenzen kontrolliert. Das Grundgesetz, so Di Fabio, garantiere allen, die sich auf deutschem Boden befinden, eine menschenwürdige Behandlung, nicht aber denen außerhalb – und die Menschenwürde derer, für die Deutschland territorial verantwortlich ist, wäre bedroht, wenn grenzenlose Einwanderung den Sozialstaat vernichtet. Auch das Demokratieprinzip führt Di Fabio ins Feld. Das Staatsvolk – also alle deutschen Staatsangehörigen – müsse die Kontrolle darüber behalten, wie sich die Bevölkerung in Deutschland zusammensetzt. Fazit: Die Grenzkontrolle kann der deutsche Staat an die EU-Außengrenzen auslagern, solange sie dort funktioniert. Aber Kontrolle muss sein.

Ist das vertretbar? Aber sicher. Kann man so sehen. Wir spenden respektvollen Applaus – und bitten zwei weitere Rechtsgelehrte auf die Bühne. Verfassungsrichter waren sie zwar bisher noch nicht, aber Christoph Möllers lehrt Verfassungsrecht, und Jürgen Bast hat sich obendrein auf Asyl- und Flüchtlingsrecht spezialisiert.

Die beiden haben im Januar 2016 auf dem Verfassungsblog einen Beitrag

veröffentlicht, in dem sie Di Fabios Gutachten mit einem halben Dutzend Fragezeichen versehen. Staatlichkeit als Verfassungsvoraussetzung – was soll das juristisch überhaupt heißen? Nach welchem Maßstab soll diese angebliche »Verfassungsvoraussetzung« den Staat gegen sein eigenes Handeln schützen? Sind Grenzkontrollen wirklich ein notwendiges Element von Staatlichkeit, wo doch grüne Grenzen die längste Zeit in der Geschichte des Nationalstaats völlig normal waren? Und was die von Di Fabio postulierte Pflicht betrifft, wieder Grenzkontrollen zu Österreich einzuführen, weil das europäische Flüchtlingsschutzregime gescheitert sei: Was heißt hier gescheitert, wenn doch die Dublin-III-Verordnung in Situationen wie diesen ausdrücklich den »Selbsteintritt« Deutschlands in das Asylverfahren erlaubt? Und woher nimmt Di Fabio die Gewissheit, dass Grenzkontrollen auch zur Zurückweisung von Flüchtlingen berechtigen, wenn doch in jedem Fall erst einmal geprüft werden muss, welches Land für sie zuständig ist – und zwar nach europäischem Recht, das ja vorrangig vor dem berühmten Paragraph 18 des Asylgesetzes gilt? Und schließlich: Würde es nicht, wenn jeder Staat das so machen würde, wie Di Fabio es fordert, auf exakt den Zustand hinauslaufen, den die Dublin-III-Verordnung verhindern soll, nämlich dass die EU-Mitgliedstaaten die Verantwortung vom einen zum nächsten weiterschieben und die Flüchtlinge im Niemandsland verhungern? Wäre das nicht – apropos »eklatanter Rechtsbruch« – eklatant rechtswidrig?

Leuchtet euch das ein, was Möllers und Bast da sagen? Nein? Findet ihr ganz falsch? Völlig unplausibel? Total an den Haaren herbeigezogen? Und ihr wollt auch begründen, wieso? Sehr gut. Schon reden wir miteinander.

Wir machen euch ein Angebot: Wir hören auf, euch mit Moral zu traktieren. Ihr wollt die Syrer hier nicht haben? Gut, das können wir euch nicht verbieten. Ihr habt das Recht, diese Position einzunehmen. Aber lasst uns eure Argumente hören, eure Wertungen, eure Kosten-Nutzen-Rechnungen, eure Gefahrenprognosen, eure Lesart des Rechts. Versucht uns zu überzeugen, dass die Bundesregierung das Recht »eklatant gebrochen« habe. Wir sehen das nämlich anders.

Damit das möglich wird, müsstet ihr im Gegenzug aber auch etwas tun. Ihr müsstet aufhören, so zu tun, als sei die Rechtslage etwas, das einfach im Gesetz steht, so wie ein Baum in der Landschaft. Recht kann man, wie jeden Text, auf verschiedene Weisen lesen. Und welche davon gilt, hängt davon ab, wie gut man sie begründen kann. Eure Lesart gilt für uns nicht schon deshalb, weil ihr sie behauptet. Ihr werdet uns schon Gründe nennen müssen.

Jura ist komplex, darum sollte man sich die Rechtslage lieber von Experten ausdeuten lassen, als es mit Wikipedia auf eigene Faust zu

versuchen. Aber die »Autorität« dieser Experten ist nicht mit Befehlsgewalt zu verwechseln. Sie sind Wissenschaftler, und als solche sprechen sie *über* Recht – aber sie sprechen nicht Recht. Rechtswissenschaft ist eine normative Wissenschaft, kein Ablesen von Messinstrumenten. Juristische Expertise befähigt dazu, Vorschläge zu machen, wie das Recht vernünftig und konsistent auszulegen und auf Einzelfälle anzuwenden ist. Aber diese Vorschläge müssen sich dann unter den Maßstäben von Vernunft und Konsistenz eben auch bewähren. Di Fabio mag – als Gutachter und Vortragsredner –, vom scharlachroten Schimmer des Karlsruher Amtsnimbus tüchtig profitiert haben (zum nicht geringen Verdruss vieler in Karlsruhe selbst übrigens), aber er ist nicht das Bundesverfassungsgericht. Schon dessen von rechtswissenschaftlicher Ratio tief durchwirkte Urteile sind selten Endpunkt aller Rede über die richtige Rechtsauslegung; Di Fabios Einzelmeinung ist es noch viel weniger: Sie ist allenfalls ein Anfang.

Die Gültigkeit von Expertenansichten dogmatisch zu behaupten ist übrigens kein Kennzeichen rechter Rede. Das gibt es woanders genauso, zumal in der Rechtswissenschaft. Und natürlich ist Udo Di Fabio zwar ein konservativer Staatsrechtslehrer, aber deshalb nicht gleich einer von euch. Sehr wohl sind er und andere Experten in- und außerhalb des Staatsrechts aber mit ihrer wissenschaftlichen Expertise Lieferanten von »Autorität«, von der ihr euch den Anschein von Überzeugungskraft borgt. Wenn ihr euch mit dieser Expertise im Rücken berechtigt wähnt, den »eklatanten Rechtsbruch« der Regierung einfach als Tatsache zu nehmen, dann hat das Konsequenzen. Dann scheint auch die Rechtsfolge auf der Hand zu liegen: Dann habt ihr das Recht zum Widerstand. Auch darüber sollten wir mal reden.

Über Widerstand

Wenn Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht! Der Spruch gefällt euch, oder? Er kam mal aus der linken Ecke, damals, zu Zeiten der Anti-Atomkraft-Bewegung und des Volkszählungs-Protests. Angeblich stammt er von Bertolt Brecht. Doch schon viel früher war der Grundsatz, dass man dem Staat nicht immer und unbedingt Gehorsam schuldet und ihm manchmal auch widerstehen muss, ein Kennzeichen der Liberalen. Seit dem 17. Jahrhundert pochen sie auf ihr Recht, nicht alles herunterwürgen zu müssen, was der Souverän ihnen an Gesetzen auftischt. Mal beriefen sie sich dabei auf das Naturrecht, mal auf den Gesellschaftsvertrag, mal auf die praktische Vernunft.

Heute dagegen wird das Recht auf Widerstand oft von euch Rechten im Munde geführt. Zum Beispiel redet ihr von Merkels Regierung als »Diktatur«

oder von Heiko Maas’ Facebook-Gesetz als »Zensur«, ihr redet vom Angriff auf euch und euer Volk, von Rechtsbruch und Willkürherrschaft. Aber anders als die Linken und Liberalen vor euch habt ihr damit nicht den absolutistischen Souverän oder nur übergriffige Politiker im Visier. Der Angriff, dem ihr euch widersetzt, geht für euch nicht selten von Dritten aus – von den Machenschaften der globalen Finanzindustrie, von der ideologischen Agenda der »Lügenpresse«, von der Sprachpolitik linker Emanzipationsbewegungen, vor allem aber von »kulturfremden Migranten«. Ihr fühlt euch angegriffen. Ihr wollt euch wehren. Und weil der Staat mit seinem Gewaltmonopol das nicht für euch tut, müsst ihr es eben selber tun. Es ist nicht ein *Zuviel* an Souveränität, das euch in den Widerstand treibt, sondern ein *Zuwenig* an richtiger Souveränität. Ihr verlangt nach dem Staat, aber er ist nicht da für euch, mehr noch: Er verbündet sich mit fremden Mächten gegen euch. Gegen ihn nehmt ihr – gerne mit dem eingangs genannten Zitat – ein Recht auf Selbstverteidigung in Anspruch. Manche von euch wollen stolze, starke Bürger sein, die für sich und ihr Eigenes schon sorgen wollen, aber vom Staat behindert statt beschützt werden. Und darum kündigt ihr ihm den Gehorsam auf.

Getötet, bestohlen, vergewaltigt oder auch nur belogen und gedemütigt zu werden, da geben wir euch ohne Wenn und Aber Recht, ist kein Schicksal, das irgendjemand klaglos hinnehmen muss – ganz egal, wer der Täter ist. Es gibt in der sogenannten Einwanderungsgesellschaft genügend Grund, sich zu fürchten: Menschen werden zu Opfern von Gewalt, teils massenweise wie in die Silvesternacht von Köln. Und es ist nicht zu leugnen, dass mancherorts Verwaltung, Medien und Justiz aus lauter Angst vor dem Rassismusvorwurf Gefahren beschönigen und beschweigen, statt ihren Pflichten nachzukommen. Soweit ihr das anprangert und uns auffordert, gefälligst über diese Gewalttaten ohne falsche Schonung zu reden, können wir nur sagen: Ihr habt Recht.

Gegen das, worüber ihr beim Stichwort Widerstand tatsächlich oft redet, würden wir dagegen Einspruch erheben. Ihr sprecht dann nämlich gar nicht primär von den Opfern und Tätern krimineller Gewalt oder von Deutschen, die – wie Nicht-Deutsche auch – Leib, Leben, Eigentum, Würde und sexuelle Selbstbestimmung gegen Angreifer verteidigt sehen wollen. Ihr sprecht von der Schutzbedürftigkeit des deutschen Volkes. Ihr sprecht nicht von ausländischen Kriminellen, sondern von kriminellen Ausländern. Und von den Eliten, die sich mit ihnen verschworen haben zu einem Angriff auf das Innerste eures Eigenen – eure Identität. Auf euch selbst. Ihr seid gemeint, ihr seid das Angriffsziel. Erst dadurch erhält eure Rede von eurem Recht auf Widerstand überhaupt einen Anschein von Plausibilität. Der Angriff ist so

allumfassend wie schwer zu greifen. Und nachzuweisen ist er nur, wenn man schon weiß, was vorgeht. Ihn anzuerkennen und sich zu seiner Abwehr zu bekennen – das ist für euch nicht selten die Grenzlinie, die Rechte von Nicht-Rechten trennt.

Im Herbst 2015 stellte der Rechtsanwalt Dr. Dr. Thor von Waldstein eine 35-seitige »juristische Orientierungshilfe« mit dem Titel *Zum politischen Widerstandsrecht der Deutschen* ins Netz, die in euren Kreisen weite Verbreitung gefunden hat. Waldstein schreibt darin über die »offenkundige Absicht« der Regierung, das deutsche Volk zu entrechten und seine »ethnische Homogenität und Substanz« zu zerstören. Deutschland solle »ein entgrenztes Jedermannsland werden, das mit seiner Geschichte bricht und über dessen ethnische Zusammensetzung nicht der Souverän, das deutsche Volk (…), sondern de facto irgendwelche Söhne entsendenden Familienclans aus der Subsahara oder dem Orient entscheiden.«

Diese Schrift soll euch juristische Orientierung geben, wozu das Recht auf Widerstand euch berechtigt und wozu nicht: zur Blockade von Flüchtlingsheimen und »Gewalt gegen Sachen« (im Rahmen der Verhältnismäßigkeit) schon, zum Niederstechen von Wachmännern und zum Attentat auf die Bundeskanzlerin dagegen nicht. Was diese Ratschläge im Einzelnen juristisch taugen, soll hier nicht unsere Sorge sein. Uns geht es hier um folgendes Argument:

Weil wir als das deutsche Volk in unserer »ethnischen Homogenität und Substanz« von den Familienclans aus der Subsahara und dem Orient *angegriffen werden*, haben wir ein Recht, uns zu *verteidigen*. Wenn wir uns gegen die Veränderung unserer Kultur *verteidigen*, nehmen wir diese Veränderung als *Angriff* wahr, und zwar ebenso von den »Linken« wie von der Regierung, die die Söhne der besagten Familienclans hereinlässt. Der Angriff bedingt die Verteidigung, wie die Verteidigung den Angriff bedingt.

Bei diesem Argument gerät irgendwann völlig aus dem Blick, was es mit dem vermeintlichen Angriff überhaupt auf sich hat, ebenso wie das, was gegen ihn verteidigt wird. Ob ganz am Anfang wirklich ein Angriff stand oder doch nur eine willkürliche Setzung, die aus der eigenen Aggression einen Akt der Selbstverteidigung macht. Damit müsstet ihr aber viel mehr behaupten, als ihr begründen könnt. Um das Widerstandsrecht in Anspruch zu nehmen, reicht es ja nicht, die Regierung zu kritisieren und sie für fahrlässig, töricht und ihr Handeln für rechtswidrig zu halten. Dafür müsst ihr schon mit Waldstein eine »offenkundige Absicht« unterstellen. Aber offenkundig ist hier – das ist nun wirklich offenkundig – rein gar nichts.

Deshalb begegnet man in Waldsteins »Orientierungsschrift« allen gängigen Manövern, die Begründungslücke anderweitig zuzuspachteln: Der

behauptete Angriff wird bis zur Erschöpfung wiederholt und herbeibeschworen; es werden weitere unbelegte Behauptungen in die Luft geschossen (etwa »dass Regierung und Medien den für Migranten und Deutsche gleichermaßen zutreffenden Oberbegriff ›Menschen‹ in mehr als 95 % der Fälle ausschließlich für Migranten benutzen«); und allen Skeptikern werden verdächtige Motive, Zensurabsicht und Mitverschwörertum unterstellt. Effektiv ist an dieser »Argumentation« allenfalls, dass sie uns in Schwierigkeiten bringt zu entscheiden, wo wir mit dem Bestreiten anfangen sollen. Einen Erfolg hat sie damit aber errungen, wenngleich nur für sich selbst: Aus ihrer eigenen Sicht ist sie gegen jeden Einwand immun geworden.

Nun ist Waldstein Jurist, weswegen er sich die Forderung nach begrifflicher Präzision gefallen lassen muss. Andere von euch können sich dagegen den Luxus leisten, den Widerstandsbegriff im Ungefähren und Mehrdeutigen zu lassen – mal als bloße Metapher für das eigene Unwohlsein in der liberalen Konsens- und Konsumgesellschaft; mal als biologistische Aussage über gewisse natürliche Unverträglichkeiten; mal als halbverstandene Rechtsposition, um dem Staat seine Legalitätsvermutung streitig zu machen; und mal als rhetorisches Mobilisierungsinstrument für das eigene politische Lager. So kann man, wenn man auf der einen Bedeutungsebene in Begründungsnöte kommt, flugs eine andere aufrufen und sich missverstanden – und angegriffen – fühlen. Ein klassischer Fall für gut trainierte Kreisläufer.

Und damit sind wir endlich an dem Punkt angelangt, auf den Eure Rede vom Widerstand in all ihren Bedeutungen verweist, bei dem Selbst, das ihr gegen all die vielen Bedrohungen meint, verteidigen zu müssen: beim Volk.

Über das Volk

Ihr seid das Volk. Das behaupten manche von euch jedenfalls. Ihr seid Deutsche, und Deutsche wollt ihr sein und bleiben. Deutsch-Sein ist der Ausgangspunkt eures politischen Denkens und Handelns. Deutsch-Sein ist für euch der Kern eurer Identität.

Deutsche sind auch wir: Zorn kommt aus dem Allgäu, Steinbeis aus Oberbayern, Leos Wurzeln liegen in Bremen. Deutsch ist unsere Muttersprache, deutsch ist unser Pass, deutsch ist die Kultur, in der wir groß geworden sind, deutsch sind die meisten unserer Vorfahren. (Steinbeis hatte einen russischen Großvater.) Wir schreiben unsere Bücher auf Deutsch, und unter denen, die wir lesen, sind überproportional viele von deutschen Autoren. Wir reden deutsch mit unseren Kindern und mit unseren Partnern.

Wenn wir ins Ausland fahren, weisen wir uns als Deutsche aus. Wir sind Deutsche. So gesehen sind *auch wir* das Volk.

Deutsch Sein ist keine Privatsache. Die Frage, wer zum deutschen Volk gehört und wer nicht, ist eminent politisch. Darum darf sie – da stimmen wir euch zu – nicht tabuisiert werden. Vom deutschen Volk geht alle Staatsgewalt aus in Deutschland. So steht es im Grundgesetz, das sich laut Präambel das deutsche Volk als verfassungsgebende Gewalt gegeben hat. Das sind Grundpfeiler unserer Republik, die jeder Staatsbürger ernst nehmen sollte. Wie übrigens auch das Prinzip der Demokratie, der Herrschaft des Volkes. Ihr nehmt es beim Wort: Das Volk ist Herrscher und Beherrschter zugleich. Weil beides in eins fällt, ist es mit sich selbst identisch. Das Volk nimmt sein Schicksal selbst in die Hand. Es ist sein eigener Herr.

Ihr seid also für die Demokratie, nicht etwa gegen sie. Aber ihr versteht sie auf eine ganz bestimmte Weise. Ihr seid für *direkte* Demokratie, denn das ist für euch die *eigentliche* Volksherrschaft: Wer euch als Anti-Demokraten bezeichne, liege nicht nur sachlich falsch, sondern entlarve, was ihr ohnehin schon wusstet: Die *eigentlichen* Feinde der Demokratie, die das *eigentliche* Volk zum Schweigen bringen und fremden Herren unterwerfen wollen, das sind diejenigen, die andere gegen ihren Willen als »Antidemokraten« diffamieren: die Linken, die eure Versammlungen stören und eure Demos blockieren; Angela Merkel und ihre »Kartellparteien«, die mit ihrer Konsenspolitik jeder Opposition die Luft abdrücken; die angeblichen Repräsentanten und Eliten, die für das Volk zu sprechen behaupten, in Wahrheit aber »Volksverräter« sind.

Euer affirmatives Verhältnis zur Demokratie ist erst einmal eine gute Nachricht. Jedenfalls besser, als wenn ihr einen Militärputsch plantet. Wir können also mit euch über eine Staatsform reden, die ihr genauso wollt wie wir. Was wir dabei zuerst hinterfragen würden, ist die Rede vom *eigentlichen* Volk. Was könnte damit gemeint sein?

Wenn wir das Grundgesetz fragen, bekommen wir zur Antwort, dass »Deutscher im Sinne des Grundgesetzes« ist, wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt (Art. 116 Abs. 1). Nur die Vertriebenen sollen kraft Volkszugehörigkeit als Deutsche und nicht als Ausländer ohne Bürgerrechte gelten, damit nicht ihr Fluchtschicksal über ihren Rechtsstatus entscheidet. Ansonsten gehört für das Grundgesetz zum Volk, wer immer einen deutschen Pass besitzt. Die Regeln dafür legt der Gesetzgeber fest. Er kann sich dabei z. B. dafür entscheiden, die Abstammung zum maßgeblichen Kriterium zu machen – aber genauso gut auch für ganz andere Maßstäbe.

So oder so bleibt das »Volk«, von dem im Grundgesetz die Rede ist, aber ein Rechtsbegriff. Er sagt uns, *wen* wir als Deutschen anzuerkennen haben.

Aber *was* ein Deutscher ist, das sagt er uns nicht. Deshalb – und das ist das Tolle daran – könnt ihr euer eigenes Deutsch-Sein so definieren, wie ihr es fühlt und fühlen wollt. Polemisch gesagt: Man kann sich jederzeit bei den Händen fassen und um den Ahnenstammbaum tanzen, bis einem schwindelig wird. Man muss nicht in der Verfassung nachschlagen, ob man das Recht dazu hat.

Wenn aber die Verfassung in dieser Frage schweigt – woran erkennt ihr das *eigentliche* Volk dann? Ihr zeigt auf die Natur: an der Abstammung. Ihr zeigt auf die Geschichte: an den gemeinsamen historischen Prägungen und Überlieferungen. Ihr zeigt auf die Kultur: an der Sprache und den Dingen, die in ihr geschrieben, gedacht und gesprochen worden sind und werden. All das existiert tatsächlich, anders als der deutsche Staat, auch ohne die Verfassung. Ihr zeigt auf das deutsche Volk als angebliche ethnisch-kulturelle Erfahrungstatsache, und ihr tut das mit einem Motiv, das auf den ersten Blick nach klassischem Konservativismus aussieht: Ihr fürchtet um einen über Jahrhunderte gewachsenen Bestand. Die deutsche Kultur droht durch Globalisierung, Migration und Emanzipation von Minderheiten zu verwässern, zu verwischen, zu verschwinden – und dagegen, ruft ihr, muss man etwas tun!

Ihr nennt euch konservativ. Ihr wertschätzt das Bestehende. Dagegen ist nichts zu sagen. Dass man mit Konservativen reden kann, sollte nach 200 Jahren Parlamentarismusgeschichte bewiesen sein. Auch wir sehen die Probleme, die die Globalisierung mit sich bringt. Anders als es bei euch oft aussieht, werden diese Probleme aber bereits seit mehreren Jahrzehnten rege diskutiert. Oft, sehr oft ändern Diskussionen nichts. Aber man zwingt eine Lösung nicht dadurch herbei, dass man auf sie verzichtet.

Was uns im Gespräch mit euch im Weg steht, ist zweierlei: Zum einen, und damit werden wir euch nichts Neues verraten, ist die Existenz einer ethnisch-kulturellen Gruppe etwas ganz anderes als sie zur Norm zu erklären. Abstammung, Geschichte und Kultur können vielleicht erklären, wie deutsche Volk entstanden ist und sich entwickelt hat. Aber dem Gegensatz zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, zwischen den Staatsbürgern und dem eigentlichen Volk, kommt ihr so nicht auf die Spur. Dafür braucht ihr etwas anderes als nur Fakten, Internetenzyklopädien oder wissenschaftliche Autoritäten. Dafür bräuchtet ihr überzeugende Gründe.

Womit wir beim zweiten Gesprächshindernis wären. Wir würden sehr gern mit euch über die Gründe reden, auf die ihr euch bei dieser Unterscheidung stützt. Aber dafür müsstet ihr euch erst einmal festlegen, anhand welcher Kriterien ihr überhaupt unterscheidet und beschreibt. Was ist es denn genau, das für euch den Soll- vom Ist-Zustand trennt? Wenn ihr seine Existenz schon

andauernd behauptet: Woran macht ihr das *Eigentliche* am deutschen Volk denn fest? Welcher Teil der Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur wäre der Maßstab? Germanentum, Mittelalter, Goethezeit, Bismarck-Ära? Und wenn der eine, wieso nicht ein anderer? Und falls ihr einen überzeitlichen, ewigen Kern deutscher Kultur postuliert – was wäre der? Und woran erkennt ihr ihn?

Das alles im Ungefähren zu lassen, kann große Vorteile haben. Man verschafft sich damit Spielräume, die man zu allen möglichen Zwecken nutzen kann. Zum Beispiel könnt ihr den Maßstab mal so, mal anders festlegen, je nachdem, um wessen Zugehörigkeit bzw. Ausschluss es gerade geht. Ihr könnt auch weiter von Abstammung und Blutsgemeinschaft raunen, ohne euch sofort als Rassisten und Biologisten unmöglich zu machen. Ihr könnt euch gegenüber jedem, der das verdächtig findet und genauer nachfragt, als Opfer inszenieren und großspurig darauf verweisen, es sei doch wohl vollkommen klar, was gemeint sei, und wer das Offensichtliche in Frage stelle, dokumentiere damit nur seine Böswilligkeit, Dummheit oder geistige Umnachtung. Wenn ihr keine Kriterien angebt, nach denen ihr das deutsche Volk an seiner Kultur bestimmt, könnt ihr die Torpfosten stets dorthin schieben, wo ihr den Ball gerade hinwerft.

Manche von euch haben es geschafft, sich in dieser Argumentation gleitender Kriterien geradezu einzurichten. Mal ist es das gemeinsame Blut, das die Zugehörigkeit zum deutschen Volk definiert, mal kann man sie nur noch an geheimen Orten erspüren, mal muss man sich ihrer erst durch Heldenmut als würdig erweisen. Manchmal ist das Volk Ausdruck eines Mythos, manchmal der Natur, manchmal auch der Anerkennung eines kollektiven Willens, der von vornherein über dem Einzelnen steht.

Was euch, wenn ihr so lauft und gleitet, allerdings nicht aufzufallen scheint: In eurem Bemühen, tausend und eine Legitimation für euren diffusen Begriff von ›Volk‹ zu finden, gebt ihr euch tausend und eine Blöße. Dabei zeigt sich nämlich nur, dass ihr euren Anspruch, das deutsche Volk in seiner Wesenheit zu erkennen, immer nur behaupten, aber nie begründen könnt. Fällt euch übrigens auf, wie sehr euch diese Unentschiedenheit zwingt, einen Pluralismus von Meinungen gelten zu lassen? Denn sobald ihr in einer so wichtigen Frage mehr als ein Kriterium anwendet, muss es ja auch mehr als eine Antwort geben.

Für den Betrachter lässt diese Strategie drei mögliche Rückschlüsse zu. Entweder ihr seid euch selbst noch gar nicht einig, auf welche Weise ihr für alle anderen festlegen wollt, was denn das Volk ist. Oder ihr wisst schlicht nicht, wovon ihr redet. Oder aber die ständige Berufung auf Natur, auf Tradition, auf irgendwelche philosophischen oder literarischen Autoritäten

usw. soll verdecken, dass ihr an die Geltung eurer Unterscheidungen selbst nicht recht glaubt. Das würde erklären, warum manche von euch am Ende der Diskussion immer auf subjektive Erfahrungen zu sprechen kommen, deren Wahrheitsanspruch sie umso rigoroser behaupten, je weniger die Welt auf ihr Kommando hören will.

Auch an das Konzept der Identität hätten wir kritische Fragen: Woran erkennt ihr, ob und wann das deutsche Volk bei sich und mit sich selbst identisch ist? Nicht dass wir diese Möglichkeit von vornherein ausschließen wollen – wir warten nur auf Antworten von euch, die uns überzeugen. Ab welcher Zahl »kulturfremder Migranten« hört für euch das deutsche Volk auf, das deutsche Volk zu sein, und wieso? Was gibt den Ausschlag für kulturelle Zugehörigkeit? Was über das Selbstverständliche hinaus (Gesetze achten, verfassungstreu sein etc.) müsste jemand, der nicht dazugehört, aber gern dazugehören würde, leisten? Fürs Vaterland sterben? Sich kulturell bis zur Ununterscheidbarkeit assimilieren? Und wenn man die innere Vielfalt der deutschen Kultur zugrundelegt – ununterscheidbar von wem genau, und wie ununterscheidbar wäre für euch ununterscheidbar genug? Und wieso? Das sind Themen, über die wir mit euch durchaus reden würden, aber erst, nachdem ihr eure Kriterien offengelegt habt. Nennt sie uns. Legt euch fest. Und dann könnt ihr versuchen, uns zu überzeugen. Und wir euch.

Über Redefreiheit

Demokratie und Redefreiheit hängen eng miteinander zusammen. »Für eine freiheitlich-demokratische Staatsordnung«, so die oft zitierten Worte des Bundesverfassungsgerichts in seinem zukunftsweisenden Lüth-Urteil von 1958, ist das Recht der freien Meinungsäußerung »schlechthin konstituierend, denn es ermöglicht erst die ständige geistige Auseinandersetzung, den Kampf der Meinungen, der ihr Lebenselement ist.«

Euer Protest gegen die real existierende Demokratie in Deutschland hat viel damit zu tun, dass ihr eure Redefreiheit beschnitten seht. Ihr seid zwar um Wege, euch Gehör zu verschaffen, nur selten verlegen und habt wenig Grund, euch über mangelnde öffentliche Resonanz zu beklagen. Aber es ist nicht zu leugnen: Eure Kommentare werden gelöscht, eure Meinungen vielerorts zensiert, ihr werdet moralisch und oft auch als Personen ausgegrenzt – und so zum Schweigen gebracht. Nur noch eure eigenen Zeitungen drucken eure Texte. Wer euch in seine Talkshow einlädt, riskiert den Boykott der anderen Gäste, wer euch ein öffentliches Podium gibt, den Besuch der Antifa.

Wenn ihr aber ehrlich seid, kann das durchaus seine strategischen Vorteile

haben. Schließlich könnt ihr nun die Linken und Liberalen als Heuchler brandmarken, die skrupellos ihre eigenen Ideale verraten, wenn es ihnen im Kampf gegen den politischen Gegner nutzt. Da sieht man mal, so könnt ihr sagen, was ihr Gerede von Meinungs- und Redefreiheit wert ist, wenn sie es mit jemandem zu tun bekommen, der nicht immer nur sagt, was ohnehin alle richtig finden!

Wir hätten dieses Buch nicht geschrieben, wenn wir euch in diesem Punkt nicht zustimmen würden. Ihr habt das Recht, zu reden. Und dass euer Reden vielleicht irgendjemandes Gefühle verletzt, ist kein hinreichender Grund, euch von vornherein zum Schweigen zu bringen. Wir würden aber zwei Vorbehalte anbringen. Einer ist fast schon trivial, der andere dafür umso komplizierter.

Zum einen ist eure Redefreiheit nicht dazu da, euch vor Kritik abzuschirmen – im Gegenteil. Ihr sollt sagen können, was ihr denkt. Aber wenn wir daraufhin eure Ansichten bestreiten und angreifen und kritisieren, dann nehmen wir euch die Redefreiheit nicht weg – dann machen wir selbst Gebrauch von ihr. Das versteht sich so sehr von selbst, dass man sich wundert, wie oft ihr »Das wird man doch noch sagen dürfen!« grummelt, wenn ihr aufgefordert werdet, eure Rede zu rechtfertigen. Das wirkt nicht selten unfreiwillig komisch. Insbesondere wenn es sich um Redebeiträge handelt, die anderer Leute Gefühle verletzen.

Zum anderen heißt Redefreiheit nirgends, nicht einmal in den libertären USA, dass man immer alles sagen können muss, was man gerade will. Wer in einem voll besetzten Theater ohne Grund »Feuer!« ruft und damit eine Panik auslöst, um ein berühmtes Beispiel des Richters Oliver Wendell Holmes zu zitieren, wird von keinem noch so radikal verstandenen Grundrecht auf Redefreiheit Schutz erwarten können. Wenn man etwas sagt, dann *sagt* man nicht nur etwas, man *tut* auch etwas. Und kann damit großen Schaden anrichten. Um diesen Schaden abzuwenden, ist es gerechtfertigt, die freie Rede in bestimmten Fällen zu regulieren.

Kompliziert wird die Sache dadurch, dass in eurem Fall oft gerade dies der Gegenstand der Auseinandersetzung ist: die Frage, ob eure Rede Schaden anrichtet, und wenn ja, welchen. Manche unter uns Nicht-Rechten fordern, euch immer schon dann radikal den Mund zu verbieten, wenn ihr mit eurer Rede – so der Vorwurf – weiße, männliche, heterosexuelle und andere gesellschaftlich überkommene Privilegien und Herrschaftsstrukturen reproduziert oder den öffentlichen Raum für verletzliche Minderheiten unsicher macht. Bei euch Rechten wiederum ist es verbreitet, Schadensmeldungen jeder Art pauschal als Machtpolitik in menschenrechtlicher Verkleidung abzutun, betrieben von liberalen

»Schneeflocken« voller Ressentiment gegen alles, was – wie ihr findet – einfach nur stark und überlegen ist, und in Wahrheit nur an der Durchsetzung von Diskursherrschaft interessiert.

In den USA hat der Oberste Gerichtshof seit einem knappen Jahrhundert versucht, das vermeintliche Dilemma zwischen Redefreiheit und Regulierung aufzulösen. Bis auf einige enge Ausnahmen gilt dort die Vermutung, dass die Redefreiheit gegenüber staatlicher Regulierung von Redeinhalten die Oberhand behält – aber eben nur gegenüber *staatlicher* Regulierung. Das hat dazu geführt, dass der Staat Virginia mit seinem Versuch, das Aufstellen von brennenden Klu-Klux-Klan-Kreuzen zu regulieren, an der Verfassung scheiterte, während sich viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an den – meist privaten – Universitäten kaum noch den Mund aufzumachen trauen vor lauter Furcht, durch ein falsches Wort das Ende ihrer wissenschaftlichen Karriere zu riskieren.

In Europa und fast überall außerhalb der USA geht man anders vor. Das Grundgesetz beispielsweise verbietet, bestimmte Meinungen gezielt zu regulieren, nicht aber die Regulierung der schädlichen Folgen von Meinungsäußerungen generell. So wie ihr das Recht habt, eure Meinung zu sagen, haben andere das Recht, dadurch nicht geschädigt zu werden. Und beides muss nach deutschem Verfassungsrecht so miteinander ins Verhältnis gesetzt werden, dass möglichst viel von *beiden* Rechtspositionen erhalten bleibt. Es kann also sehr wohl passieren, dass ihr nicht sagen dürft, was ihr sagen wollt – aber nicht deshalb, weil das, was ihr sagen wollt, so böse und gefährlich ist, sondern weil eure Freiheit Kosten hat, die ihr nicht einfach anderen aufbürden dürft.

Eine Ausnahme gibt es allerdings: die sogenannte »Billigung, Verherrlichung und Rechtfertigung der nationalsozialistischen Gewalt- und Willkürherrschaft«. Das ist eine Meinung, für die man tatsächlich ins Gefängnis kommen könnte, und zwar unabhängig davon, was ihre Äußerung anrichtet (§ 130 Abs. 4 Strafgesetzbuch). Das Bundesverfassungsgericht hat diese Strafnorm 2009 in einem höchst umstrittenen Urteil für verfassungsmäßig erklärt, und zwar mit einem sehr bemerkenswerten Argument. Das Grundgesetz sei der »Gegenentwurf zu dem Totalitarismus des nationalsozialistischen Regimes«, und daher sei die Meinung, dass dieses Regime gut und richtig war, von vornherein nicht von seinem Schutz erfasst.

Das ist aber buchstäblich die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Denn von dieser einen Ausnahme abgesehen – eine Meinung, die sich auf die historische Bewertung der Jahre 1933 – 45 bezieht – dürft ihr, was die Meinungsfreiheit betrifft, ausdrücklich sein und sagen, was und wie ihr wollt. Ihr dürft sogar Nazis sein, solange ihr das Dritte Reich nicht lobt.

Denn das Grundgesetz »erlaubt nicht den staatlichen Zugriff auf die Gesinnung, sondern ermächtigt erst dann zum Eingriff, wenn Meinungsäußerungen die rein geistige Sphäre des Für-richtig-Haltens verlassen und in Rechtsgutverletzungen oder erkennbar in Gefährdungslagen umschlagen.« Die Verfassung gewährt, so das Gericht, »Meinungsfreiheit im Vertrauen auf die Kraft der freien öffentlichen Auseinandersetzung (…) grundsätzlich auch den Feinden der Freiheit.«

Selbst also, wenn ihr Feinde des Grundgesetzes seid – das Grundgesetz ist nicht euer Feind. Es lässt euch einfach stehen mit eurer Feinderklärung. Es erwidert sie nicht. Stattdessen gibt es euch Rechte. Unter anderem das Recht, sich ausdrücklich gegen die Verfassung und die deutsche Politik auszusprechen. Und wer euch diese Rechte wegnehmen will, den zählen auch wir zu unseren Gegnern.

Mancher Nicht-Rechte würde euch nämlich aus moralischen Gründen diese Rechte gerne beschneiden – eure Meinungen unter Strafe stellen, eure Demos auflösen, eure Webseiten löschen. Das halten wir für falsch. Nehmt eure Redefreiheit in Anspruch! Macht Gebrauch von ihr! Denn solange ihr das tut, werdet ihr uns das auch tun lassen müssen. Dann reden wir. Mit Rechten.

Über Ungleichheit

Ihr wollt nicht mit Nazis verwechselt werden. Ihr verwahrt euch gegen die Beschuldigung, Rassisten und Antisemiten zu sein. Ihr könnt sehr zornig werden, wenn man euch mit der sogenannten »Nazikeule« vor der Nase herumfuchtelt. Die SS-Uniform wollt ihr euch genauso wenig anziehen wie jeder Nicht-Rechte auch. Und wer euch das nicht gleich abnimmt, von dem fühlt ihr euch eurerseits verfolgt und angegriffen.

Euer Punkt, darauf besteht ihr, ist gar nicht die Herabsetzung bestimmter Gruppen von Menschen. Sondern Ungleichheit. Ihr seid anti-egalitär. Ihr besteht darauf, dass Ungleiches auch ungleich behandelt werden muss: Männer und Frauen sind ungleich, Deutsche und Türken, Kluge und Dumme, Starke und Schwache. Das sind für euch Phänomene der Natur, die zwar Stress erzeugen (»unbequeme Wahrheiten«), aber dafür kann ja niemand etwas – das ist halt so. Damit muss man umgehen statt es wegzuerklären. Wer sich darüber entsetzt, entlarvt sich für euch damit als Lügner oder Heuchler, als jemand, der mit der Wirklichkeit nicht zurechtkommt. Wer euch wegen dieser Unterschiede attackiert, dem antwortet ihr, dass *mit ihm* was nicht stimmt. Ein gestörter Irrer, der am Gender-»Wahn« leidet. Ein dekadenter, todessehnsüchtiger Agent des Volks-»Suizids«. Ein

Multikulti-»Ideologe« im Dienst der globalen Finanzindustrie und ihres Bedarfs an willenlosen Arbeits- und Konsumsklaven.

Ihr habt Recht: Menschen *sind* unterschiedlich, in fast jeder Hinsicht. Das ist trivial. Wir halten übrigens auch euer Bedürfnis, euch zu unterscheiden, für vollkommen legitim. Ihr wollt nicht gleich gemacht werden. Ihr wollt eure Eigenheit bewahren in einer Gesellschaft, die euch permanent in Anspruch nimmt, normiert, nivelliert und funktionalisiert, als ob ihr nicht zuallererst ihr selbst wärt, eigen, einzig, unverwechselbar, und ja, auch störend, unverdaulich, ein Ärgernis: unzerkaubare Kirschkerne im Mund der Gesellschaft.

Es gäbe freilich viel, was unter diesem Gesichtspunkt zu besprechen wäre. Wenn wir Nicht-Rechten uns über Datenschutz, Überwachung und Privatsphäre Sorgen machen, dann reden wir auch über nichts anderes. Warum sollten wir darüber nicht auch mit euch reden können?

Wer aber unterscheidet, hat zuvor verglichen. Immer. Auf die Frage, was den einen Menschen von einem anderen unterscheidet, kann man erst sinnvoll antworten, wenn man beide unter dem gleichen Gesichtspunkt vergleicht. Wenn ihr über die Unterschiede zwischen Menschen redet, dann gebt ihr damit zu, dass sie jedenfalls in einer Hinsicht gleich sind: als Menschen. Natürlich könnte man hier spitzfindig werden und behaupten, dass abstrakte Begriffe sinnlos sind. Und hätte genau damit selbst solche Begriffe in Anspruch genommen.

Menschen sind unterschiedlich – und sie sind darin gleich, dass sie Menschen sind. Dasselbe gilt für Kulturen und Gesellschaften. Und anders als bei Steinen unterscheiden sie sich nicht voneinander in Exemplaren, sondern durch das, was sie sind, indem sie etwas tun. Das geht so weit, dass derjenige, der anderen das Menschsein abspricht, das nur tun kann, weil er es vorher voraussetzen muss. Menschen sind gleich darin, dass sie als Menschen – im doppelten Sinn – angesprochen werden können. Genau deswegen kann man oft beobachten, dass man dann lieber über Menschen spricht, wenn es darum geht, sich von ihnen abzugrenzen. Und jetzt könnt ihr euch mal überlegen, warum wir kein Buch über Rechte, sondern für Rechte geschrieben haben.

Über den Islam

Gläubige Muslime machen es der Gesellschaft oft schwer. Das zu behaupten, ist nicht sehr riskant. Für gläubige Christen und gläubige Juden gilt ja das Gleiche. An eine offenbarte, unhintergehbare Wahrheit zu glauben, sich allein dem Willen Gottes zu unterwerfen, bereitet einer Gesellschaft, die den

Einzelnen als Teil einer gemeinsamen irdischen Sache in Anspruch nimmt, fast notwendig Probleme. Der eigene Glaube, das eigene Gewissen ist so etwas wie der unverdauliche Kern, in dem das Individuum stets bei sich bleibt, was immer die Gesellschaft ihm zumutet. Wer gläubig ist, macht Scherereien. Hier steht er und kann nicht anders, der gläubige Mensch: Soll sich die Gesellschaft doch an ihm die Zähne ausbeißen.

Gläubig in diesem radikalen Sinne sind in der Moderne nicht mehr viele. Ein paar Katholiken vielleicht, ein paar evangelikale Sektierer, ein paar orthodoxe Juden. Und nicht zuletzt Muslime. Anders als den meisten Nicht-Muslimen hierzulande ist es vielen von ihnen mit ihren religiösen Pflichten bitterernst. Sie tragen Kopftuch im Staatsdienst, rollen in der Schule ihre Gebetsteppiche aus, fasten im Ramadan am Arbeitsplatz, lassen ihre Söhne beschneiden und sich vom Muezzin an ihre Gebetspflichten erinnern, fünfmal am Tag. Sie erklären der Gesellschaft nicht, warum das nötig ist; sie bringen keine Vernunftgründe vor – sie glauben.

Manche Muslime nehmen unter Berufung auf ihren Glauben für sich das Recht in Anspruch, Frauen, Schwulen, Juden und Andersgläubigen ihre Würde zu nehmen, wenn nicht gar ihre körperliche Unversehrtheit oder ihr Leben. Manche ziehen sich einen Sprengstoffgürtel an oder kapern einen Truck. Verräterisch, so behauptet ihr, ist unsere Reaktion darauf. Wir Nicht-Rechte seien vor lauter Angst, zu diskriminieren oder die Glaubensfreiheit zu verletzen, zu jeder Gegenwehr außerstande.

Wenn das stimmt, dann ist das empörend; darüber bräuchten wir gar nicht groß zu reden. Wir sind mit euch völlig einer Meinung, dass es grundfalsch wäre, Gewaltopfer schutzlos zu lassen, nur weil die Täter religiöse Motive vorbringen. *Ob* das stimmt, wäre allerdings im gemeinsamen Gespräch zu ermitteln, ohne dass eine Seite schon im Vorhinein im Recht ist. Im Einzelfall sowieso, aber auch als generelles Phänomen. Wenn wir es mit einem systematischen, also nicht nur punktuellen Versagen des liberalen Rechtsstaats zu tun hätten, dann wäre das ja beobacht- und beweisbar. Wir müssten dann nur noch über das nötige Maß an Methodenstrenge reden, damit ein solcher Beweis auch stichhaltig ist. Dass es nicht reicht, was die Oma erlebt und der Arbeitskollege oder der Taxifahrer erzählt hat, wisst ihr selbst.

Ihr redet aber gar nicht unbedingt über bestimmte Muslime. Ihr redet über den Islam. Der Islam, sagt ihr, ist eine existenzielle Bedrohung für uns. Und als Theologie oder als »Ideologie«, wie ihr gerne sagt, ist er mit unserer liberalen Demokratie schlechthin unvereinbar, weil er einen universellen Gottesstaat postuliert und als kriegerische Schwertreligion keine Ruhe gibt, ehe er sich nicht auch Europa und die ganze Welt unterworfen hat. Ihr

könntet zum Beleg dafür auf den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan zeigen, auf seine viel zitierte Rede von Siirt 1997 (»Minarette sind unsere Bajonette, Kuppeln unsere Helme …«) und auf seine Macht über Hunderttausende Deutsch-Türken, die ihm und seiner islamistischen AKP-Partei zujubeln. Ihr könntet auf die wahhabitischen Salafisten zeigen, die ihr Geld und ihre Ideologie aus Saudi-Arabien beziehen. Ihr könntet auf Hamas und Hisbollah zeigen, auf das Terrornetzwerk Al Qaida und natürlich auf den Islamischen Staat, seine wörtliche Koranauslegung (in der sich interessanterweise eure wörtliche Koranauslegung spiegelt).

Jede dieser Mächte ist mit allen anderen auf das Erbittertste verfeindet. Aber alle haben zwei Dinge gemeinsam: Sie wollen die Macht und sie berufen sich dabei auf den Willen Allahs. Gerade daraus beziehen sie ihr revolutionäres Potenzial. Sie lassen es nicht dabei bewenden, die Gesellschaft sich die Zähne an ihnen ausbeißen zu lassen. Sie sind es, die zubeißen. Das Integrationsproblem des gläubigen Menschen wird umgedreht: Für ihn ist es die Gesellschaft, die sich seinen Glaubenswahrheiten anzupassen hat statt umgekehrt – das ist sein radikal politisches Programm.

Radikal politisch und radikal gläubig: Ihr investiert viel Arbeit, dem Islam nachzuweisen, dass für ihn das eine ohne das andere nicht zu haben ist. Manche von euch haben ein eindrucksvolles Wissen über den Islam angehäuft, kennen sich so wieselflink aus in Koran und Hadith, dass es eine wahre Freude wäre, würden sie dieses Wissen nicht vornehmlich selbst für politische Zwecke verwenden. Unsere Frage an euch wäre: Warum ist euch das so ungeheuer wichtig? Warum könnt ihr es nicht mit AKP, Salafismus, IS etc. als Quelle von Gefahren genug sein lassen? Warum muss es unbedingt der komplette Islam sein? Warum verwendet ihr so viel Mühe darauf, auch noch die letzte fromme Muslima, die nur irgendwo in Ruhe ihre Gebete verrichten will, dem Lager eurer Feinde zuzuschlagen?

Fällt euch auf, dass das Bild, das ihr vom Islam zeichnet, demjenigen des Islamischen Staats und anderer Fundamentalisten zum Verwechseln ähnlich sieht? Ihr unterstellt theoretisch genau das, was diese Fundamentalisten gerne in der Praxis sähen – einen einheitlichen Islam als handelnde Einheit. 1,7 Milliarden Gläubige zwischen Neuguinea und Marokko, regional sehr unterschiedlich und oft nur rudimentär organisiert – aber für euch ein kompakter geschichtlicher Akteur.

Die gläubigen Muslime, vor denen ihr euch so fürchtet, sind euch ironischerweise in vieler Hinsicht ähnlich. Sobald sie ihren Glauben radikal ins Politische wenden, tun sie exakt das, was ihr unzerbeißbaren Kirschkerne im Mund der Gesellschaft auch tut, wenn ihr eure persönlichen Ansichten

zum Maßstab erklärt: Sie setzen das, was für sie unbedingt gilt, für alle anderen absolut. Ihr könntet euch ineinander erkennen. Das wäre ein Gesprächsthema, das uns sehr interessieren würde: Erkennt ihr, dass sie euer Spiegelbild sind?

Über den Nationalsozialismus

Mit euch über den Nationalsozialismus zu reden könnte zu einem der interessantesten Gespräche führen, die zwischen uns überhaupt möglich sind. Aber auch zu einem der schwierigsten. Für viele Nicht-Rechte mag das befremdlich klingen. Warum sollte es interessant sein, fragen sie, mit Nazis über Nazis zu reden? Und schwierig? Es ist nicht schwierig, es ist sinnlos. Im Gegenteil, antworten wir. Gut, sagen sie, dann müsst ihr uns das bitte genauer erklären. Liebe Rechte, wie ihr seht, werdet ihr euch noch etwas gedulden müssen. Bevor wir mit euch über den Nationalsozialismus reden können, scheint es nämlich unvermeidlich, ein kleines Selbstgespräch zu führen. Nun, liebe Nicht-Rechte, wir werden jetzt gemeinsam eine Riesenkröte schlucken.

Ach ja, und welche?

Wir sollten die Rechten nicht als Nazis bezeichnen.

Wie bitte? Seit wann soll man denn Nazis nicht mehr Nazis nennen?

Seit es mehr Rechte als Nazis gibt.

Unsinn, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Der Klotz könnte glatter sein, als uns lieb ist.

Dass wir ständig an die Nazis denken müssen, wenn wir es mit den Rechten zu tun haben, verrät mehr über uns selbst als über sie. Oder genauer gesagt, es verrät uns wieder einmal, dass wir mit den Rechten durch eine Beziehung verbunden sind. Und warum? Weil sie uns brauchen, um zu wissen, wer sie sind. Wären die Rechten einfach nur Nazis, dürfte man sie natürlich auch so nennen. Aber so doof sind sie nicht. Würden sie sich platt zu Hitler, zur nationalsozialistischen Rassenpolitik, zur NSDAP, zur SS oder zu anderen Akteuren und Institutionen des NS-Staats bekennen, würde das ja höchstens ein paar Vollidioten aus ihren Höhlen locken. Und darum tun sie es auch nicht. Oder höchstens, um Nicht-Rechte zu provozieren. Manchmal distanzieren sie sich sogar geradezu genüsslich vom Nationalsozialismus. Allerdings auf eine Weise, die für uns schwer zu greifen ist.

Zu sagen, dass man etwas *nicht* ist, wirft ja viel mehr Fragen auf, als es beantwortet. Wir müssen uns daher fragen, *inwiefern* sie keine Nazis sind. Sind sie es so, wie wir es gerne von uns selbst glauben: Sind sie keine Nazis, so wie ein Schaf kein Wolf ist? Und wenn es so wäre, würde das nicht den

Verdacht nahelegen, dass sie tatsächlich Wölfe im Schafspelz sind? Nein, weder das eine noch das andere ließe sich belegen. Oder sind sie es so, wie ein Schäferhund kein Wolf ist? Schon eher. Vor allem aber sind sie es so, wie ein Aal keine Schlange ist.

Wir müssen bedenken, dass wir über ihre Absichten und Überzeugungen nichts wissen können, solange sie sich dazu nicht äußern. Und da sie sich nicht dazu äußern, oder wenn, dann nur vereinzelt, widersprüchlich und sehr vage, spekulieren wir hier nicht darüber, was sie in Wirklichkeit sind und was nicht. Wir reden darüber, was sie tun und wie sie sich zeigen. Alles andere wäre nicht nur unredlich, sondern auch dumm. Denn ihr Verhalten verrät, wie sehr sie damit rechnen, dass wir von ihrer Erscheinung auf ihr Sein schließen.

Wir haben es mit einem langen, schlanken, schwarzen Aal zu tun, der zusammengerollt auf einem Holzstoß in der Sonne liegt und auf uns wartet. Dieses Fabelwesen ist die Schöpfung eines Mannes, der lange Privatsekretär des Waldgängers und Schlangenkenners Ernst Jünger war. Er konnte es sich mit solcher Präzision ausdenken, weil er dazu nur sich selbst beschreiben musste.

Als Armin Mohler im Januar 1942 bei Nacht und Nebel die Grenze zum Deutschen Reich übertrat, um der Waffen-SS seine Knochen für einen Job im Osten anzubieten, ahnte er nicht, dass die Nazis ihn nicht brauchten. Stattdessen schickten sie den jungen Schweizer in ein Ausbildungslager für fremdvölkische Nachwuchskräfte und ließen ihn dort, während seine Altersgenossen in der Sowjetunion verglühten, faszinierende Erlebnisse haben. Es scheint, als hätte Mohler sich von dem Korb, den die Nazis ihm gegeben haben, von der Zurückweisung seiner Männlichkeit, nie mehr erholt. Jedenfalls machte er später einen Beruf daraus, seinen kostenlosen Erlebnis-Nationalsozialismus in Texte zu verwandeln, die den Leser ebenso faszinieren sollten wie ihn der richtige, der männliche, aber unerreichbar ferne Nationalsozialismus.

In immer neuen Denkbewegungen verschmolz er all das diffus Schreckliche, das da irgendwo hinter dem Horizont im Osten geschehen war, während er am Strand dem Sonnenaufgang entgegensah, mit den spannenden Kriegsspielen im Lager und den spannenden Büchern aus den Bibliotheken Berlins. Als er jedoch nach dem Krieg feststellen musste, dass das Schreckensbild, das sich die Welt vom Nationalsozialismus machte, nicht mit seinen Ferienerinnerungen an das Dritte Reich zusammenpasste, kam er auf eine ebenso simple wie geniale Idee. Er nannte einfach nur noch all die schrecklichen Geschehnisse »Nationalsozialismus«, während er für die Faszinosa der Lager und Bibliotheken nach einem anderen Namen suchte.

Hätte er sie doch einfach »Jugend« genannt, kein Mensch wäre ihm böse gewesen! Aber nein, er verwechselte die Schriften Ernst Jüngers mit einem Archiv und nannte die Faszinosa des Dritten Reichs »Konservative Revolution«.

In seiner ersten großen Publikation, unter Rechten bis heute ein Standardwerk, behauptete Mohler die Existenz einer von den Verbrechen des Dritten Reichs unbelasteten, ja von den Nazis verfolgten Tradition rechtskonservativen Denkens. Er setzte sie einfach in die Welt wie ein Ritter seine Burg, definierte sie so, dass sie sich eindeutig vom Nationalsozialismus unterscheiden ließ, und gab ihr schließlich den besagten Namen. Wissenschaftlich war das vollkommen haltlos, aber dafür war es strategisch sehr klug. So überließ Mohler es nämlich anderen, den Nachweis zu führen, dass die »Konservative Revolution« tatsächlich auf eine komplizierte Weise mit dem Nationalsozialismus verwandt war. Historiker wie Volker Weiß und Soziologen wie Stefan Breuer haben das sehr überzeugend getan. Aber leider haben sie Mohler nicht nur an der einen Stelle durchschaut. Sie neigen auch dazu, ihm an anderer Stelle auf den Leim zu gehen.

Die Art und Weise, in der er selbst kein Nationalsozialist sein wollte, begann Mohler nämlich irgendwann nicht mehr nur »konservativ-revolutionär«, sondern auch »faschistisch« zu nennen. Seht ihr, sagen die Kenner dann, wenn die Konservativen Revolutionäre sich mal verplappern, geben sie selbst zu, dass sie in Wirklichkeit Faschisten sind. Mohler hat es getan, und Kubitschek auch, als er im schwarzen Hemd in der Casa Pound auftrat. Hätten sie doch Mohlers Faschismus-Schrift genauso gründlich studiert wie das Handbuch der Konservativen Revolution!

Zu sich selbst fand der Dritte-Reich-Tourist Mohler nämlich erst, als er es mit jungen Schlaumeiern zu tun bekam, die vom Nationalsozialismus noch weniger wussten als er selbst. Erst als die Mehrheit in Deutschland nicht mehr schwarz-braun, sondern rot tickte, geriet Mohlers Welt wieder in Ordnung. Statt seinen deutschen Altergenossen mit gemischten Gefühlen klarmachen zu müssen, dass er irgendwie auch dabei gewesen war und zugleich wiederum nicht, konnte er es nun linken Studenten mit maliziösem Lächeln ins Ohr flüstern. Er sagte es aber nicht so. Er sagte nicht: Ich war dabei, und ich war nicht dabei. Sondern er sagte: Ich bin ein Faschist.

In einer Zeit, als die Älteren, die über das Dritte Reich hätten Auskunft geben können, schwiegen, und die Jüngeren noch nicht begonnen hatten, es ernsthaft zu erforschen, war das Wissen über den Nationalsozialismus zu einer Sache linker Theorie verkommen. Das Anliegen dieser Theorie verhielt sich auf eine fatale Weise spiegelbildlich zum Anliegen Mohlers. Auch die Linken suchten nach einem zweideutigen Begriff, mit dem sie ihren Gegnern

zusetzen konnten, allerdings mit entgegengesetzter Absicht. Wir haben, wollten sie ihren Eltern und Professoren zurufen, zwar andere Verhältnisse als im Nationalsozialismus, aber in Wirklichkeit sind es die gleichen.

Der vage Begriff, den sie zu diesem Zweck aus Moskau importierten, lautete ebenfalls: Faschismus. Er war praktisch, weil universell einsetzbar. Faschistische Tendenzen ließen sich überall ausmachen, im Wohnzimmer der Eltern, im Hörsaal, bei der Polizei, in den Vorständen börsennotierter Unternehmen, in den Köpfen beischlafunwilliger Blondinen, in den USA, und natürlich in Israel. Dieser Begriff, oder zumindest eine von historischer Kenntnis befreite, abstrakte Vorstellung vom Nationalsozialismus, geistert bis heute in den Köpfen herum. Und bis heute funktioniert die provokante Masche, die Mohler 1973 erstmals erfolgreich ausprobierte. Die Rechten wedeln immer noch gerne mit ihrem roten Tuch vor den Anti-Faschisten herum und rufen ihnen zu (wenn auch inzwischen eher sinngemäß): Wir sind Faschisten. Und wenn die Antifaschisten dann losrasen, um sie aufzuspießen, dann machen sie eine kleine Ausweichbewegung und präzisieren ihre Aussage: natürlich nur im Sinne *unseres* Begriffs. Kennt ihr denn unsere Literatur zu dem Thema gar nicht? Weil sie sich um die Kompliziertheit der Geschichte gar nicht kümmert, sondern einfach festlegt, was Faschismus für uns ist, ersetzt sie ganze Stapel von Fachbüchern! Wenn wir von Faschismus sprechen, dann brauchen wir Inhalte und Ideen nur, um festzulegen, was er nicht ist. Unser Faschismus grenzt sich eindeutig vom biologischen Rassismus ab, darum ist er nicht nationalsozialistisch. Und ebenso eindeutig grenzt er sich von der universalistischen Moral ab, darum ist er nicht links. Ja, aber was ist er denn dann, fragen diejenigen Antifaschisten, denen es bis hierhin noch nicht die Sprache verschlagen hat. Ein dynamischer Stil, raunen die Rechten. Und irgendwie auch eine Form. Man kann den Faschismus nicht präzise definieren, man muss ihn leben und erleben. Unser Faschismus hat viel mehr mit Ästhetik zu tun als mit Politik.

Mohler brauchte Mussolini nicht, um den Geist des Faschismus zu spüren. Er brauchte nur ein paar Adjektive aus der Rede, mit der Gottfried Benn 1934 seinen italienischen Kollegen Marinetti in Berlin empfing: kalt, rapid, funkelnd, großartig, untheatralisch. Bämm, ihr Schneeflocken, da habt ihr unseren Faschismus – black is beautiful. Versucht mal, uns damit beim Verfassungsschutz zu verpetzen.

Nun nennen sich Rechte heute zwar nur noch ausnahmsweise Faschisten, aber dem von Mohler gesetzten Muster folgen sie beinahe durchgängig. In Bezug auf den Nationalsozialismus haben sie sich längst in einer Zone der strategischen Unschärfe eingerichtet. Und weil sie wissen, dass sie sich in einer moralisch hypersensiblen Umgebung befinden, achten sie streng

darauf, dass es in dieser Zone nicht zu kompromittierenden Unzweideutigkeiten kommt. AfD-Politiker wie Wolfgang Gedeon oder Ralph Weber, die sich in ihren Schriften antisemitisch geben oder für deutsche Staatsbürger Abstammungsnachweise in der Art eines »Arierparagraphen« verlangen, werden innerhalb der Partei isoliert. Ob aus Überzeugung oder aus taktischen Gründen, sei dahingestellt. Was zählt, ist die Eindeutigkeit der Ausgrenzung, mit der man in rechten Kreisen mittlerweile auf eine zu eindeutige Nähe zum Nationalsozialismus reagiert.

Vor allem aber ermöglicht Mohlers strategische Idee, die vage Rede über Nazis für die eigenen Zwecke zu nutzen, eine Vielzahl von Provokationstaktiken. Wir nennen hier nur vier besonders offensichtliche.

Erstens die Umdeutung von Stigmatisierungsvokabeln. Wenn beispielsweise Frauke Petry den Begriff »völkisch« aus seinen historischen Bezügen löst, die ihn ohne jeden Zweifel mit dem Nationalsozialismus verbinden, um ihn in ein Wohlfühlwort für deutsche Identitätssucher zu verwandeln, dann vollzieht sie damit die gleiche taktische Bewegung, mit der auch Mohler den Antifaschisten ihren stärksten Kampfbegriff entwendete.

Zweitens die aktive Provokation, die sich unscharf, aber anspielungsreich zum Nationalsozialismus äußert. Die schon erwähnte Dresdener Rede Björn Höckes ist so ein Fall. Der Goebbels-Sound ist nur der Reiz, der die Rede vom »Denkmal der Schande« eindeutiger erscheinen lässt, als sie tatsächlich ist. Wenn dann die Empörung erwartet eindeutig (lies: »Das Denkmal ist eine Schande«) ausfällt, folgt zuerst der längst vorbereitete Rückzug in die entgegensetzte Eindeutigkeit (lies: »Der Holocaust ist eine Schande«), dann das Bedauern über das »Missverständnis« und schließlich die Empörung über die »Nazikeule«, mit der sich auch die Mitte mobilisieren lässt.

Drittens die passive Provokation, die einfach darauf vertraut, dass der Gegner irgendwann und irgendwo, gleichsam proaktiv, schon irgendetwas Nazihaftes wittern wird. Margot Käßmanns Aufritt auf dem Kirchentag 2017 wäre ein Beispiel dafür. Der im AfD-Programm erhobenen Forderung, die »Geburtsrate der einheimischen Bevölkerung« müsse erhöht werden, nahm Käßmann die taktische Unschärfe, indem sie der Partei unterstellte, den »Arierparagraphen« wieder einführen zu wollen, und nachschob, nun wisse man, »woher der braune Wind« wehe.

Damit vertat Käßmann die Chance, durch ein oder zwei simple Fragen den Ball zurück zur AfD zu spielen und ihr die Last der Vereindeutigung aufzubürden – wobei sehr schnell klar geworden wäre, wie absurd die Forderung ist. Stattdessen rieb man sich bei der AfD dankbar die Hände und warf die Propaganda-Maschinen an. Auf sämtlichen Kanälen wurde

sinnverdrehend verkündet, Käßmann habe »alle Deutschen zu Nazis« erklärt, wohlwissend, dass die moralisch hochsensible Theologin bis weit in die bürgerliche Mitte hinein eine Reizfigur ist und sich darum niemand die Mühe machen würde, den Gehalt der Aussage zu überprüfen. Innerhalb weniger Stunden zirkulierte die verleumderische »Nachricht« in den sozialen Medien hunderttausendfach. Ein klassisches Eigentor.

Das größte Provokationspotential aber birgt die vierte Taktik: die feindliche Übernahme antifaschistischer Rhetorik. Auch empfindsame Zeitgenossen haben sich mittlerweile daran gewöhnt, dass die Rechten sich in die Widerstandspose werfen, wenn sie behaupten, Opfer quasi-diktatorischer Verhältnisse zu sein. Woran sie sich aber vermutlich nie gewöhnen werden, ist die Unterstellung, in Wirklichkeit seien *sie* die Nazis und folglich die Rechten die Nazi-Opfer. Dass die Rechten sich in die Traditionen des 30. Juni 1934 und des 20. Juli 1944 stellten, ließ sich zur Not noch ignorieren. Aber als sie sich plötzlich auch in der Weißen Rose wiedererkannten, führten viele Nicht-Rechte sich auf, als hätte man ihnen den Schlafteddy geraubt.

Nach diesem langen Monolog haben sich die meisten unserer nicht-rechten Zuhörer einigermaßen erschöpft davongemacht. Nur unsere linken Freunde sind geblieben. Sie sehen die Sache nämlich ganz anders. Aber bevor sie uns das um die Ohren hauen, wollen sie wissen, wie in aller Welt wir denn, nachdem wir diese provokanten Einsätze durchschaut hätten, noch mit den Rechten über den Nationalsozialismus reden wollten.

Wir können doch, antworten wir, statt ihnen unsere Eindeutigkeit zu schenken, umgekehrt sie zur Eindeutigkeit zwingen. Zum Beispiel, indem wir die Mühe, der Käßmann sich durch den Nazivergleich entzogen hat, auf uns nehmen und ihnen ein paar unbequeme Fragen stellen. Und wenn sie sich dann winden, ist das auch eine Aussage. Jedenfalls geben wir ihnen so keinen Anlass, sich über die »Nazikeule« zu beschweren.

Na gut, sagen unsere linken Freunde, aber wie haltet ihr es mit den Themen, die von den Rechten selbst aufgebracht werden. Mit den deutschen Opfern von Bombenkrieg, Vertreibung und Kriegsverbrechen zum Beispiel. Wollt ihr ihnen diese Relativierungen von Auschwitz wirklich durchgehen lassen? Und, apropos Auschwitz. Die Rede vom deutschen »Schuldkult« ist eindeutig rechtsextrem und antisemitisch.

Über die deutschen Opfer, entgegnen wir, würden wir sogar sehr gerne mit den Rechten reden. Denn nicht bezifferbare Verluste hat es ja auch auf deutscher Seite gegeben: an Leib und Leben, an Würde und Unversehrtheit, an Hab und Gut, an Sicherheit und Heimat. Und auch wenn die meisten das inzwischen anerkannt haben, vielen fällt es immer noch schwer, das offen

auszusprechen. Teilweise liegt das am Selbstmitleid, mit der die Betroffenen unsere Anerkennung einfordern, doch teilweise eben auch am Unwillen der Mehrheit.

Aber die deutschen Opfer, sagen unsere linken Freunde, sind doch eine Folge der deutschen Aggression. Diese Kausalität darf man nicht verwischen!

Sicher nicht, sagen wir, aber Leid ist immer individuell. Und Leid, das sich nicht direkt äußern darf, äußert sich irgendwann indirekt.

Aber damit, wenden unsere linken Freunde wiederum ein, stellt man doch die deutschen Opfer auf eine Stufe mit den Opfern der Deutschen – genau das, was die Rechten immer schon fordern!

Keineswegs, sagen wir, man muss nur darauf bestehen, dass die Unvergleichbarkeit individuellen Leids etwas anderes ist als die Behauptung gleicher Schuld. Selbstverständlich war der Holocaust ein viel größeres Verbrechen als die Vertreibung. Aber warum sollte uns das daran hindern, um die Alten und Kinder zu trauern, die von ihren Familien im Winter 1945 sterbend in den Straßengräben Ostpreußens zurückgelassen wurden.

Aber das waren doch Nazikinder und Nazigreise!

Meine Güte, dann stellt euch halt eine Familie von Sozialdemokraten vor! Die gab es in Königsberg nicht zu knapp.

Ok, sagen unsere linken Freunde, jetzt sind wir tatsächlich auch ein wenig betrübt.

Und was die These vom »Schuldkult« betrifft, sagen wir, da würden wir anders argumentieren als ihr. Natürlich wird sie in rechtsextremen Kreisen vertreten, aber sie findet bis weit in der Mitte der Gesellschaft Widerhall, genau wie die eher indirekten Formen des Antisemitismus. Darum ist es unklug, sie allzu aggressiv anzugreifen. Man meint die Rechtsextremen, aber auch viele andere fühlen sich vor den Kopf gestoßen. So erzeugt man unnötig Solidarisierungseffekte.

Aber, sagen unsere linken Freunde, die subtileren Formen des Antisemitismus setzen sich doch gerade durch eine schleichende Normalisierung rechter Diskurse durch. Genau sie muss man darum offen als das benennen, was sie sind.

Dem stimmen wir zu, geben aber zu bedenken, dass wir mit den Rechten gerade kein hermeneutisches, sondern ein strategisches Problem haben. Und ihre Strategie lebt davon, unsere Abwehrvokabeln wie Brandbeschleuniger in den Diskurs zu werfen, Wörter wie »rassistisch«, »rechtsextrem« und »antisemitisch«.

Mag sein, sagen unsere linken Freunde, aber ihr vergesst, dass die klare Markierung auch viele Gemäßigte abschreckt. Darum muss unsere Strategie Ausgrenzung und Abschreckung kombinieren. Wir müssen eine klare

Diskursgrenze gegenüber den Rechten ziehen, die markiert, welche Inhalte nicht zu Wort kommen dürfen. Und zugleich müssen diese Inhalte zu einem Stigma werden, das niemand auf der Stirn tragen will. Letztlich halten wir sie so besser in Schach.

Eure Aufrechnung geht davon aus, antworten wir, dass ihr auf der einen Seite den Rechten mehr Leute abjagt, als ihr ihnen auf der anderen Seite zutreibt. Wir vermuten dagegen, dass ihr die bürgerliche Wut auf eure Stigmatisierungspolitik maßlos unterschätzt. Es gibt ein sehr weit verbreitetes Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur, und das lässt sich nicht durch Diskursbehinderung beruhigen, im Gegenteil. Und zum Teil ist das Unbehagen auch berechtigt.

So ein Blödsinn! Jetzt redet ihr ja selbst wie Rechte! Ihr sitzt in der Appeasement-Falle.

Nein! Wir sagen nur, dass Kritik an einer Sache nicht allein deshalb unberechtigt ist, weil auch die Rechten sie äußern. Ihr tut so, als gäbe es in solchen Fragen nur Ja oder Nein. Dabei geht es immer um die Gründe der Kritik.

Ach ja? Und mit welchen Gründen wollt ihr den Rechten das Gerede vom Schuldkult austreiben? Glaubt ihr wirklich, die werden sich von euch durch Argumente überzeugen lassen? Seid ihr so hoffnungslos naiv?

Nein, wir sind gar nicht naiv. Aber wir glauben, dass es klug wäre, den Ball in ihre Hälfte zurückspielen und es dann ihnen zu überlassen, ob sie sich lächerlich machen wollen. Wir könnten ihnen zum Beispiel sagen:

Kaum ein Mensch redet heute noch von deutscher Schuld. Das ist zu großen Teilen euer Phantasma. Man redet inzwischen vor allem von deutscher Verantwortung. Zu Recht. Wir haben nicht die Schuld von den Nazis geerbt, wohl aber die Folgen ihrer Verbrechen. Wir werden doch nicht mehr haftbar gemacht für Auschwitz und beargwöhnt wegen des Krieges! Im Gegenteil, Deutschland ist heute auch deswegen eines der mächtigsten Länder der Welt, weil viele unserer Nachbarn sich deutsche Führung wünschen.

Das ist so schlimm wie unbestreitbar, sagen unsere linken Freunde, aber da würden die Rechten doch einwenden, dass es ihnen gar nicht um Machtpolitik geht, sondern um die deutsche Identität, darum, den Blick endlich wieder von den negativen zu den positiven Seiten unserer Geschichte zu wenden.

Na gut, sagen wir, dann würden wir ihnen eben antworten:

Tut es doch! Lest doch Goethe und Kafka, dichtet doch mittelhochdeutsche Lyrik nach, pflegt doch deutsche Bräuche und Landschaften, tanzt doch um die Maibäume, erforscht doch die Geschichte eurer Heimatdörfer. Tut es

doch einfach! Niemand hindert euch daran. Ihr müsst euch nur darauf gefasst machen, bei der Vaterlandspflege andauernd auf Fremdes zu stoßen. Ihr werdet irgendwann merken, dass die Blumen in eurem Garten vor langer Zeit aus fernen Ländern zu uns gekommen sind, und dass die Namen eurer Dörfer und Familien oft in ausländischen Zungen zu euch sprechen. Und irgendwann werdet ihr natürlich auch auf Nazis stoßen. Da könnt ihr gerne weggucken, eure Sache. Aber verkauft uns das dann bitte nicht als »deutsche Geschichte«. Aus der kann man doch die Verbrechen der Deutschen nicht einfach abziehen wie einen unbequemen Bilanzposten. Aber um mal konkret zu werden: Wie geht ihr denn mit euren jüdischen Freunden um, die ihr angeblich habt? Oder wenn ihr sie nicht habt, wie würdet ihr mit einem israelischen Ehepaar umgehen, mit dem ihr euch auf einer Zugfahrt unterhaltet? Würdet ihr Juden ins Gesicht sagen, dass das deutsche Volk unter dem Holocaust ähnlich leidet wie das jüdische? Würdet ihr das wirklich tun? Auf das Gespräch wären wir gespannt.

Aber verflucht, liebe Rechte, jetzt haben wir doch tatsächlich gar nicht mehr mit euch über den Nationalsozialismus gesprochen, sondern nur mit uns selbst darüber, wie man mit euch über den Nationalsozialismus sprechen könnte. Immerhin ohne euch Nazis zu nennen! Vielleicht ist das ja ein Anfang.

So, und jetzt gehen wir einen trinken. Mit den Linken.

Parley

Vorschlag eines anderen Sprachspiels

So. Gerade haben wir mit unseren linken Freunden zwei, drei Aperol Spritz (sie) und ein paar Bier (wir) getrunken. Und dabei ist uns eine dionysische Idee gekommen. Die Linken halten sie für Unsinn. Und wir? Wir auch! Wir wollen jetzt das Erwartete, das uns gewöhnlich bange macht und spannt, entladen, wir wollen lachen und ein übermütiges Spiel treiben, bei dem keiner Schaden nimmt, die Rechten nicht, die Linken nicht, alle anderen Nicht-Rechten auch nicht, ja nicht mal unsere Herrn. Wir wollen Unfug machen! Wir wollen albern sein!

Wir wollen, weil wir den Kampf satthaben, eine Fahne hissen. Unseren linken Freunden mussten wir allerdings versprechen, dass sie nicht weiß ist. Keine Sorge, das würde überhaupt nicht zu uns und den Rechten passen. Die Parlamentärsfahne kündigt schließlich den Wunsch um Verhandlung zwischen regulären Kriegsparteien an, oder die Kapitulation vor einer ordentlichen Armee. Dagegen ist die Auseinandersetzung mit den Rechten doch eine eher wilde Sache. Und darum hissen wir Schwarz, die Farbe, durch die sich irreguläre Kämpfer einander zu erkennen und Zeichen geben.

»Der Pirat«, schreibt Carl Schmitt in seinem schönen Kinderbuch *Land und Meer*, »fährt ohne rechtliche Vollmacht. Zu ihm paßt nur die schwarze Piratenfahne.« Am Anfang des gleichen Kapitels zeigt Schmitt auch, warum wir ihn vielleicht nicht allzu sehr als politischen Theoretiker, aber dafür umso mehr als guten Schriftsteller schätzen. Als solcher geht er nämlich so behutsam mit der Sprache um, dass er lieber nach alten Wörtern sucht, als neue zu erfinden. Und da hat er nun ein altes niederdeutsches Wort für »Pirat« gefunden, das wir sofort liebgewonnen haben, weil es wie kein anderes auf euch Rechte gemünzt scheint. Seeschäumer, nennt er sie, und seine Beschreibung dieser Gattung von Abenteurern kommt uns vor, als hätte euch da einer ein Porträt ins Poesiealbum gezeichnet, aus dem Kopfschütteln und Zuneigung, Augenzwinkern und auch ein bisschen Ratlosigkeit, vor allem aber intime Kenntnis spricht:

»Seeschäumer aller Art, Piraten, Korsaren, Seehandel treibende Abenteurer, bilden, neben den Waljägern und den Seglern, die Aufbruchskolonne der elementaren Wendung zum Meer, die sich im 16. und 17. Jahrhundert vollzieht. Hier haben wir eine weitere, verwegene Art von ›Kindern der See‹. Unter ihnen sind berühmte Namen, Helden von See- und

Räubergeschichten, wie Franz Drake, Hawkins, Sir Walter Raleigh oder Sir Henry Morgan, die in vielen Büchern verherrlicht worden sind, und deren jedes einzelne Leben in der Tat abenteuerlich genug war.«

Habt ihr gelesen, als was Schmitt Abenteurer und Piraten bezeichnet? Kinder, nennt er sie. Und zugleich stellt er fest, dass sie ein quasi natürlicher Stoff für Literatur sind. Wir dürfen präzisieren: für Kinder- und Jugendliteratur. Ernst Jünger sagt im *Abenteuerlichen Herz* ja etwas Ähnliches. Unsere Kinder lesen heute zwar lieber *Harry Potter* als *Die Schatzinsel* (eure auch?), aber im Kino lassen sie sich Abenteuergeschichten durchaus noch gefallen. Und damit kommen wir zur Sache. Ganz unter uns. Liebe linke Freunde, wir wären jetzt gerne mal einen Augenblick allein mit den Rechten, ja? Genauer gesagt, mit den Rechten und Keira Knightley.

Uns verbindet ja nicht nur die Literatur, sondern auch Hollywood. Darum gehen wir davon aus, dass ihr, genau wie wir, mit euren Kindern *Fluch der Karibik* im Kino gesehen habt. Ihr wisst also, dass Elizabeth Swann, gespielt von Knightley, sich dort auf das im Piratenkodex zugestandene »Recht zu reden« beruft. Die vom französischen Wort für »sprechen« abgeleitete Chiffre für dieses Recht, das es womöglich außerhalb von Film und Literatur gar nicht gibt, lautet: Parley. Und sein Symbol ist die schwarze Fahne. Ohne Totenkopf. Wer um Parley bittet, dem wird mitten im Konflikt das Recht gewährt, angehört zu werden, um über das weitere Vorgehen zu verhandeln. Es ist also, wie jedes Recht, eine zivilisatorische Errungenschaft. Und von ihr wollen wir nun Gebrauch machen, indem wir euch Keira Knightley an Bord schicken, eine bildschöne Nicht-Rechte, Tochter der größten Seefahrernation und ein ganz anderer Vogel als euer Bussard. Und durch sie lassen wir euch folgende Botschaft übermitteln:

Wir möchten, sagt Keira und lächelt dabei so, wie nur sie es kann, euch einen Vorschlag machen. Weil wir, wie ihr auch, keine Soldaten mehr sind, sondern in die Jahre gekommene Piraten, die das Abenteuer lieben, wollen wir den Konflikt mit euch gar nicht beenden. Im Gegenteil, wir wollen ihn auf Dauer stellen. Wir wären bereit, bis ans Ende unserer Tage mit euch zu streiten. Aber anders als bisher. Dazu sind aber vorweg ein paar ernste Worte nötig. Uns scheint, sagt sie und lächelt schon wieder – mein Gott, dieses Lächeln! –, als würdet ihr euch über die Natur unseres Konflikts, gelinde gesagt, falsche Vorstellungen machen. Nennt ihr das, was hier abgeht, im Ernst einen geistigen Bürgerkrieg? I mean, come on, ihr ballert hier von morgens bis abends in der Gegend herum, manchmal auch die ganze Nacht, und womit? Mit Platzpatronen! Und womit schießen wir schon seit fast 200 Seiten zurück? Mit Papierkugeln! Aber habt ihr auch nur eine einzige davon entfaltet und nachgeschaut, ob da vielleicht etwas draufsteht?

Nein, habt ihr offenbar nicht, denn sonst würde ich jetzt ja nicht vor euch stehen. (Zum Glück haben wir die Scheißkugeln nicht gelesen, werden sich jetzt einige von euch denken – geschenkt!).

Ihr führt euch auf wie fucking Werder Bremen! Die haben sich bekanntlich eine Papierkugel ins Vereinsmuseum gestellt, nur weil stupid Fans des HSV sie auf den Platz geworfen haben, der Ball so auf sie fiel, dass es Ecke für Werder gab, und diese Ecke zum dirty Siegtor im Halbfinale führte. Aber this is no damn football match! This is what you, nicht wir, *you* call it a geistiger Bürgerkrieg. Und da seid ihr zu faul zum Lesen? I can't believe it. Okay, was stand auf den Papierkugeln? Wenn ihr nicht lesen wollt, muss ich es euch eben sagen. (Sie schimpft noch reizender, als sie lächelt …). Sinngemäß und sehr verkürzt, stand Folgendes darauf.

Wir haben euch nichts unterstellt, keine Absichten, keine bösen Gedanken, jedenfalls nichts, was so gefährlich wäre, dass wir es verbieten oder unterdrücken wollen. Wir haben nicht eure Ideologie interpretiert, wir haben nur gezeigt, was ihr tut, wenn ihr mit uns redet. Ja, wir haben euch Arschlöcher genannt, aber wir haben euch auch ganz genau gesagt, warum. Und wir haben euch gesagt, dass das nichts, read my lips: nothing, mit euren Ansichten zu tun hat. Und wenn ihr, da wir das noch nicht erwähnt haben, weil es selbstverständlich sein sollte, schreiend an Bussen rüttelt, in den poor little refugee kids sit and cry, dann nennen wir euch nicht nur Arschlöcher, sondern bloody, pissy fuckheads. Aber davon abgesehen, haben wir gar kein grundsätzliches Problem mit euch.

Wir haben einfach nur beschrieben, was ihr tut. Und wenn uns dabei Fehler unterlaufen sein sollten: Bitte, so etwas kann vorkommen. Nur würden wir dann gerne wissen, welche. Könnt ihr uns ja sagen. Wir machen ständig Fehler. Wir sind ja keine, well, Übermenschen. Aber um Fehler zu machen, muss man erstmal etwas sagen und tun, für das man auch Verantwortung übernimmt. Und dass ihr euch Nicht-Rechten gegenüber um genau diese Verantwortung drückt, das nervt uns mehr als jede noch so bescheuerte Meinung.

Im Übrigen seid ihr nicht die Einzigen, bei denen uns das nervt. Ihr müsst nicht glauben, dass ihr da irgendetwas Besonderes darstellt. Unter uns gibt es unzählige Idioten, die sich auf ihre Weise genauso verhalten. Manchmal sogar wir selbst. Aber dann lassen wir uns das auch sagen. Ihr seid nur ein wenig penetranter als andere. Und besser organisiert. Nur deshalb kämpfen wir mit euch häufiger als mit anderen und schreiben mittlerweile sogar Bücher darüber, obwohl wir, God knows, Besseres zu tun hätten.

Und noch etwas. Weil wir nicht behauptet, sondern beschrieben haben, was ihr tut, wenn ihr mit uns redet, können es außer euch auch alle anderen

sehen. Und je mehr Leute es sehen, desto weniger wird irgendjemand noch eure Inhalte ernst nehmen, solange ihr euer bescheuertes Spiel mit uns spielt. Denn wenn ihr sie weiter so verpackt, steht ab jetzt auf jedem dieser Inhalte: In Wirklichkeit this is no Inhalt, it's just part of a fucking rechtes Sprachspiel.

Das wäre die Vorbemerkung, die Keira euch in unserem Namen übermittelt. Sie würde jetzt, nachdem das klargestellt wäre, zu unserem Vorschlag kommen. Wollt ihr wissen, wie er lautet? Müsst ihr nicht. Ihr könnt auch sagen, wir haben uns den Unsinn jetzt lange genug angehört, um dann Keira ins Wasser zu werfen, ihr hinterherzuhöhnen, einen wilden Piratentanz aufzuführen und euch einzubilden, wir hätten Schwäche gezeigt. Haben wir nicht. Schaut mal auf die mächtigen Kraulbewegungen, mit denen sie zurück zu unserem Schiff schwimmt. Sieht so Schwäche aus? Nein. Und davon abgesehen, wenn ihr das nicht tätet, bliebe sie noch ein Weilchen bei euch. Und dann würde sie euch folgenden Vorschlag unterbreiten:

Wir haben ja schon, würde sie sagen und dabei noch eine Spur anders lächeln als zuvor, Sport miteinander getrieben. Aber das war in unserer Jugend. Und jetzt schlagen wir euch ein Spiel für Erwachsene vor. Ein Spiel, bei dem alles zur Sprache kommen könnte, was uns trennt, aber auf eine Weise, die ein bisschen an die guten alten Zeiten erinnert, als wir noch Basketball und Rollhockey miteinander spielten und es weder eurem noch unserem Charakter geschadet hat. Ein Spiel, dessen Regeln Verhandlungssache wären. Aber der Rahmen könnte zum Beispiel so aussehen:

Jede Seite sucht sich vier, sechs oder acht gute Frauen und Männer aus, die dann zu einem verabredeten Zeitpunkt jeweils paarweise zusammenkämen, um auf zivilisierte Weise miteinander zu reden. Und zivilisiert heißt in diesem Fall nicht: sich gut verstehen. Sondern, um es mit einer Lieblingsvokabel of your friend Charlie Schmitt zu sagen: eingehegt zu streiten. Eine gerade Teilnehmerzahl wäre sinnvoll, weil wir uns dann, quasi im Modus von Heim- und Auswärtsspiel, paritätisch mal an einem von euch, mal an einem von uns vorgeschlagenen Ort treffen könnten.

Es gäbe keine Vorbedingungen. Niemand müsste sich zu irgendetwas bekennen oder von irgendetwas distanzieren. Und es gäbe auch keine Verpflichtung auf fair play. Wir vertrauen darauf, dass sich unter vernünftigen Leuten vernünftige Gespräche von allein ergeben. Oder, wenn nicht, man es auch zum Äußersten kommen ließe – und über das Reden spräche.

Was die Themen betrifft, wäre alles Mögliche denkbar. Solche, bei denen vermutlich die Fetzen fliegen würden, wie Demokratie, deutsches Volk,

Faschismus, Meinungsfreiheit, Einwanderung, Heimat oder Erinnerungskultur. Aber gerne auch solche, bei denen sich Gespräche entwickeln können wie auf einer Zugfahrt zwischen Unbekannten: über Literatur, Auslandserfahrungen oder Wege der politischen Sozialisation. Nett wäre auch ein Erfahrungsaustausch zwischen Soldaten, die ihren Arsch fürs Vaterland hingehalten, und Zivis, die Windeln an Wehrmachtsärschen gewechselt haben.

Überlegt's euch mal. Da ihr ja ohnehin nicht von uns lassen könnt, werdet ihr schon wissen, wie wir zu erreichen sind.

Also, wenn ihr mich fragt, sagt Keira, that sounds like a fair idea. Und es wäre mir a bloody honour, für unsere Seite die Verhandlungen mit euch führen zu dürfen. One more chance hat jeder verdient. Always.

tl;dr: Tristesse droite: Tertium datur.

Autoreninfo

Per Leo ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Dissertation befasste sich mit einer Strukturanalyse weltanschaulichen Denkens. Sein literarisches Debüt »Flut und Boden« wurde für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. Aus beiden Büchern erwuchs die Einsicht, dass man rechter Polemik am besten in Dreieckskonstellationen begegnet.
Maximilian Steinbeis ist ausgebildeter Jurist. Er arbeitet als Journalist und Schriftsteller. Zusätzlich betreibt er als Experte für internationale Verfassungsfragen den weltweit anerkannten »verfassungsblog.de«. Von ihm stammt die Idee zu diesem Buch.
Daniel-Pascal Zorn ist promovierter Philosoph mit dem Spezialgebiet Argumentationslogik und Sachbuchautor. In den letzten Jahren hat er sich zunehmend der praktischen und theoretischen Auseinandersetzung mit dem Rechtspopulismus gewidmet. Bei Klett-Cotta erschien »Logik für Demokraten«.